

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 8/9 Aug./Sept. 2002 117. Jahrgang

Herbert Lindner: Kirche am Ort

Kritische Bemerkungen zu einem wichtigen Buch

Nicht sehr oft erscheint eine theologische Habilitationsschrift in einer zweiten Auflage. Wenn also ein Buch wie das von Herbert Lindner, Kirche am Ort, neu aufgelegt wird, verdient es schon besondere Beachtung. Noch wichtiger scheint mir jedoch die Tatsache, dass der veränderte Untertitel einen Zielwechsel bei Lindner anzeigt. Galt sein Interesse 1994 noch »einer Gemeindeforschung«, geht es ihm in seinem 2000 erschienenen Buch um »ein Entwicklungsprogramm für Ortsgemeinden«. Dies ist im wahrsten Sinne des Wortes eine programmatische Veränderung. Beeinflusst durch seine Mitarbeit am evangelischen Münchenprogramm (eMp), einem von der Unternehmensberatung McKinsey&Co., Inc. angestoßenen Beratungsprozeß des Münchner Dekanates, möchte Herbert Lindner mit seinem Buch Impulse für eine veränderte Praxis in der evangelischen Kirche geben.

Im Umfeld des eMp und des EiN (Evangelisch in Nürnberg) gab es jedoch nicht nur positive Reaktionen auf die Aufnahme betriebswirtschaftlicher und organisationssoziologischer Erkenntnisse in den Bereich der Oikodomik im speziellen und in die Praktische Theologie allgemein. Hier seien der Erlanger Ruf »Wider die Ökonomisierung der Kirche«¹ und die in der Folge vor allem von Dr. Martin Hoffmann veröffentlichten Stellungnahmen² genannt. Sie weisen teilweise zu Recht auf Problematiken hin, doch führen sie nicht wirklich eine fundierte Auseinandersetzung mit den Gedanken Lindners.

Von daher möchte ich, um eine ehrliche Auseinandersetzung zu fördern, folgenden Weg beschreiten: erstens will ich in einem sehr kurzen, skizzenhaften

Überblick Aufbau, Inhalt und Ausrichtung von Lindners »Kirche am Ort II« darstellen, um den Gegenstand der Diskussion klarzumachen. In einem zweiten Schritt werden die Stärken, die das Lindnersche Modell unbestreitbar hat, benannt, denn nur so ist der Erfolg des Modells in der Praxis zu verstehen. An diesen Stärken müssen sich auch andere Modelle im Bereich Gemeindeleitung, -entwicklung, -aufbau³ messen lassen. Christliche Theologie hat immer eine ideologiekritische Aufgabe. Von daher wird im dritten Schritt Lindners Entwurf einer theologischen Kritik unterzogen, um so mögliche Gefahren in Blick zu nehmen. Abschließend möchte ich noch eine Bemerkung zur Diskussion machen im Bereich der Oikodomik ergibt.

1. Von der Vision zum Konzept – die systematische Neuausrichtung der Ortsgemeinde

Lindner nimmt die vorhandene Regalgestalt von Kirche in Deutschland ernst: die Ortsgemeinde. Sie ist die Kirche der kurzen Wege, wie Henning Schröer es einmal treffend formulierte. In ähnlicher Weise nimmt Lindner die Gedanken des US-amerikanischen Soziologen Richard Sennett⁴ auf, der die Auflösungsformen klassischer Milieus und Organisationsformen beschreibt, jedoch gleichzeitig neue Gemeinschaften im Bereich der Wohnorte entstehen sieht. Der Wohnort bekommt damit eine neue Bedeutung und damit auch die Kirche am (Wohn-)Ort.

Gleichzeitig konstatiert Lindner auch die Veränderungen in der Gesellschaft und die Potentiale und Problematiken,

Inhalt

■ Artikel

- Christian Frühwald,**
Herbert Lindner: Kirche am Ort 121
- Dr. Volker Schoßwald,**
RU im Schatten von PISA 125
- Walter Steinmaier,**
Apfelbaum an Controller 130
- Martin Ost,**
Liebe Leserin, lieber Leser 135
- GVEE,**
GVEE aktuell 131
- Gerdi Nützel,**
Frauenordination in Tansania 132
- Dr. Traugott Farnbacher,**
Lutheraner in Australien 132

■ Hinweise

- Pfarrer/innenverein,**
Herbsttagung 2002 125
- EFD,**
Noch kein Abschied
von der Burka 135

■ Bericht

- Frieder Jenes,**
Generationengerechtigkeit 136
- Ekkehard Wohlleben,**
Zwischen Parmaschinken,
Bratwurst und Kardinalsipurpur 137
- Hans Ahrens,**
Kurs auf Europa 138

■ Bücher

- Martin Ost,**
Wahl 2002 135

■ Ankündigungen

138

die in den Gemeinden der evangelischen Kirchen in Deutschland vorhanden sind.⁵ Diese drei Beobachtungen führen ihn zur Forderung nach einer »systematischen Neuausrichtung der Institution Kirche an ihrer Regelgestalt Ortsgemeinde«. Übersetzt könnte man es als einen Aufruf Lindners zur Kirchenreform an der *ecclesia visibile* verstehen.

Dieses Ziel will Lindner durch eine »leitbildorientierte Planung« erreichen, die auch den Aufbau seines Buches bestimmt. Der Leitbildprozeß⁶ besteht aus den Schritten *Analyse, Vision, Leitbild, Konzept* und *Durchführung*, wobei der letzte Schritt im Buch nur noch angedeutet wird, da er durch ein Buch nicht geleistet werden kann.

Mit der Analyse vollzieht Lindner methodisch den Anschluß an den konziliaren Prozeß, indem er die Situation zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung macht. Dabei geht es ihm um das »Verstehen der gegenwärtigen Gestalt«⁷ von Kirche sowohl von ihrer »theologischen Logik« als auch »den situativen Einflüssen her.« Nach der Analyse, die eine Interpretation derselben einschließt, steht die Suche nach einer Vision an. Der Blick wird von der Gegenwart in die ferne Zukunft gerichtet.⁸ »Die visionären Anteile in der gegenwärtigen Kirchengestalt« werden auf ihre Zukunftsfähigkeit von den Herausforderungen der Gegenwart her betrachtet und eine erneuerte Vision formuliert.

Im dritten Schritt geht es vom Stern der Vision nun zur Formulierung eines Leitbildes, das die Kirche in Richtung auf die Vision hin leiten soll.⁹ Dieser Schritt nimmt bei Lindner zu Recht großen Raum ein, denn er ist der entscheidende in diesem Prozess. Denn von einzelnen, theologisch und organisationssoziologisch sehr dichten Sätzen¹⁰ her, die nach Interpretation – oder besser Konkretion – förmlich schreien, muss das Leitbild nun hinsichtlich der verschiedenen Dimensionen von Gestaltung expliziert werden. Ausgehend von der Analyse der evangelischen Kirchen und den verschiedenen Kirchenbildern des Neuen Testaments wird »die Gestalt einer glaubensfördernden und lebensbegleitenden evangelischen Kirche« entwickelt. Vom Selbstverständnis aus werden die sechs »Bereiche der Zukunftsmatrix« und deren Teil-Leitbilder beschrieben. Neben den Mitgliedern und dem Angebot der Kirche sind dies noch die Mittel, die Kirche zur Verfügung stehen, die Mitarbeitenden, die die Aufgaben erfüllen, die Struktur, die

diesen Aufgaben entspricht, und natürlich die Leitung, die wahrgenommen werden muss, wenn die Umsetzung des Leitbildes bzw. die Auftragserfüllung der Organisation erfolgreich sein soll. Aus dem Leitbild erfolgt die Erarbeitung eines Konzeptes, das Lindner unter dem Titel »Glauben in der Zeit« empirisch und theologisch begründet vorstellt. Ihm geht es – in aller Kürze gesagt – um eine Verknüpfung von Kasualien mit der Gestaltung des Kirchenjahres. Markieren die Kasualien die Stufen des individuellen Lebens, so erfährt die »allgemeine« Zeit durch das Kirchenjahr ihre Gliederung. Diese beiden Zeitdimensionen gilt es miteinander in Verbindung zu setzen und so u.a. den Mitgliedern einladende Angebote zur Lebensbegleitung zu machen. Neu in der zweiten Auflage ist die »Umsetzung vor Ort«, durch die die Ausrichtung auf die Praxis nochmals deutlich wird. Nach einer kurzen Einführung in die Vorbedingungen für einen »gelingenden Wandel« stellt Lindner sein Programm »der sieben Schritte zu einer erneuerten Gemeinde« vor, an dessen Ende sich der »Sieben-Jahres-Plan der systematischen Gemeindeentwicklung« findet.¹¹

Die Darstellung des Prozesses und seiner theologischen und methodischen Grundlegung ist schlüssig und auch in einem doppelten Sinn abgeschlossen. D.h. man findet ein »abgeschlossenes Programm« für die anstehenden Veränderungsprozesse in den Gemeinden sowohl in inhaltlicher als auch in zeitlicher Hinsicht vor und zweitens legt das Buch ein in sich sehr kohärentes System vor, das daher grundsätzlich auf seine Voraussetzungen hin befragt werden muss.

2. Stärken der Konzeption

Die Konzeption Lindners hat ihre eindeutigen Stärken, sowohl im Bereich der Praktischen Theologie als wissenschaftlicher Reflexion über die Praxis gelebten Glaubens als auch in ihrer Anwendung auf die Praxis der Gemeinde am Ort.

Praktische Theologie ist eine empirische Wissenschaft. Dieses Grundaxiom Praktischer Theologie setzt Lindner für den Bereich der Oikodomik konsequent und kenntnisreich um. Vor allem in der allgemein gesellschaftlichen Analyse als auch in der Beschreibung der Lage der protestantischen Kirchen in Deutschland nimmt er die Befunde aus Kirche, Praktischer Theologie und den Humanwissenschaften ernst und macht sie

zum Ausgangspunkt seiner Reflexion. Diese scheinbare Selbstverständlichkeit der empirischen Unterfütterung einer Konzeption wiegt um so schwerer, da sie mit dem theoretischen Methodeninstrumentarium, das Lindner aus der Systemtheorie und der Organisationssoziologie schöpft,¹² fruchtbar in Beziehung gesetzt wird.

Lindner setzt die Einsicht, dass Kirche und damit die Ortsgemeinde als Kirche am Ort eine Teilorganisation der Gesellschaft ist, konstruktiv um, indem er sie als »spirituelle Organisation«¹³ bezeichnet, die einen spezifischen Charakter besitzt. Er sieht sich hier in Einklang mit Barmen III, wo die Gestalt der Kirche als Teil ihres Auftrags definiert wird, die immer aufs neue »kritisch zu überprüfen« ist. Für diese Überprüfung setzt er das aus der Organisationssoziologie und Betriebswirtschaftslehre gewonnene Methodeninstrumentarium des Leitbildprozesses ein. Dabei hebt er vor allem den Beziehungsaspekt im »Haus Gottes« hervor.¹⁴

Ein weiterer Pluspunkt des Lindnerschen Modells scheint mir die konsequente Integration der Leitidee »Konziliarität« zu sein. Der konziliare Prozeß ist durch seine Vermittlung der Wahrnehmung der Situation, der biblischen Tradition und der Existenz der Beteiligten der hermeneutische Prozeß, der die gemeinschaftliche Dimension der Gestaltgebung von Kirche am besten realisiert. Dabei kommt es vor allem auf die in ihm mögliche und aufgegebenen Verbindung von Meditation und Kommunikation, von Gebet und Diskussion an, die diesen Prozeß zu einem kreativen und spirituellen Prozeß werden läßt. Für die Praxis der Gemeinde ist die Einsicht, dass die Ortsgemeinde auch in der Zukunft die wesentliche Gestalt von Kirche darstellt,¹⁵ eine beruhigende¹⁶ und gleichzeitig motivierende Nachricht. Nach den jahrzehntelangen Diskussionen um Regionalpfarrämter und die aktuellen Fusionen¹⁷ von Gemeinden bekommt die Parochie ihre Bedeutung als zentraler, wenn auch nicht exklusiver Ort der Glaubensgemeinschaft neu zugesprochen.

Um dieser neuen (und zugleich alten) Herausforderung gerecht zu werden, bietet das Buch einen strukturierten und transparenten Prozeß für die Gemeinden an, die sich verändern wollen. Detailliert werden der Prozeß beschrieben, die Voraussetzungen geklärt und auch mögliche Schwierigkeiten diskutiert. Somit haben alle am Prozeß Beteilig-

ten die Möglichkeit, die Gesamtheit und die Dynamik des Prozesses nachzuvollziehen. Dies gilt für PfarrerInnen wie für ehrenamtliche und nebenamtliche Mitarbeitende in der Gemeinde. Veränderungsprozesse laufen dann nicht mehr in der black box, bestehend aus dem Pfarrer /der Pfarrerin und vielleicht noch einzelnen Mitarbeitenden, sondern in einer vorher veröffentlichten und geöffneter Weise für alle Gemeindeglieder. Dabei ist die positive Wirkung des festen und verbindlichen Zeitrahmens des Leitbildprozesses nicht zu unterschätzen.

Nicht nur durch die Transparenz und die Begrenzung des Prozesses werden die unterschiedlichen Mitarbeitenden in den Blick genommen. Als eine zentrale Größe des Leitbildes¹⁸ sind sie gerade auch in ihrer Unterschiedlichkeit Gegenstand der Überlegungen und unabdingbare Voraussetzung für den Veränderungsprozeß. Die Mitarbeitenden werden in ihrer jeweiligen Funktion für die Erfüllung des Auftrages wahrgenommen und gewürdigt. Ihre Bedeutung für die Kirche ist quasi die einer Schlüsselvariable,¹⁹ d.h. geringe Veränderungen bei den Mitarbeitenden zeitigen große Wirkungen. So kann z.B. die Einführung einer inhaltlich gefüllten und ästhetisch ansprechend gestalteten Mitarbeiterfeier große Bedeutung für die positive Motivation der Mitarbeitenden gewinnen. Dies gilt aber nicht nur für die normale »Gemeindearbeit«, sondern auch für den Veränderungsprozeß einer Gemeinde aufgrund der sich verändernden Umwelt.²⁰ Die Wertschätzung der Arbeit und die Einbindung in die Veränderungsprozesse der Gemeinde sind für das Miteinander der verschiedenen Mitarbeitenden von zentraler Bedeutung ebenso wie für die »Außenwirkung der Gemeinde.

Dies sind die m.E. die zentralen Stärken der Lindnerschen Konzeption, die es für

Gemeinden, für PfarrerInnen und die weiteren Mitarbeitenden interessant werden lassen. Die Operationalisierbarkeit ist dabei ein wichtiger Faktor. Doch muß sich diese Konzeption gerade auch wegen ihrer »Abgeschlossenheit« den kritischen Fragen stellen.

3. Anfragen

Die Anfragen sind wieder auf den zwei Ebenen zu stellen: zum einen sind theologische Nachfragen notwendig, um den ideologischen Untergrund der Konzeption zu beleuchten. Und zum anderen sind die praktischen Konsequenzen der Umsetzung in den Gemeinden daraufhin zu befragen, ob sie den selbst aufgestellten Maßstäben gerecht werden.

Theologie besitzt die Aufgabe der Scheidung der Geister. Angewandt auf diese Konzeption heißt das, die ideologischen Konnotationen von Begriffen herauszuarbeiten und sie auf ihre Übertragbarkeit in Theologie und Kirche zu prüfen. Diese Begriffskritik erscheint mir nötig. Drei Beispiele seien kurz genannt:

1. Lindner macht zu Recht deutlich, dass Kirche als Non-profit-organisation zu verstehen ist.²¹ Doch mit Henry Mintzberg²² ist die Unterscheidung, dass Kirchen Organisationen eigenen Charakters bilden, nämlich Not for profit-organizations, festzuhalten. Dies bedeutet nicht nur eine Akzentverschiebung, sondern eine grundsätzliche Veränderung der Perspektive.
2. Lindner benutzt den Entwicklungsbegriff für den Veränderungsprozess in der Gemeinde. Spätestens seit der Diskussion um die Dependenztheorie ist der Entwicklungsbegriff zumindest frag-würdig.²³ Dahinter steckt ein Wachstumsdenken, wie es im Ist-Soll-Schema formuliert wird.²⁴ Wenngleich Lindner auch die Reduktion von Aktivitäten als Mög-

lichkeit der Gemeindeentwicklung sieht, scheint ein qualitatives Wachstumsdenken hinsichtlich der Mitglieder nicht ausgeschlossen.

3. Der Leitbildprozeß stammt ideengeschichtlich aus der sog. »unternehmerische Schule« des strategischen Managements.²⁵ Was bedeutet das für die Adaption dieser Begriffe und Prozesse auf Veränderungsprozesse in der Kirche? Der Herr der Kirche ist ja Christus, Kirche ist sein »Unternehmen« und nicht das des Pfarrers oder des Kirchenvorstandes. Dies muss reflektiert werden.

Allerdings muß Lindner gegen alle Angriffe zugute gehalten werden, dass er die Notwendigkeit der Reflexion von Begriffen selbst sieht und sie zum Teil durchführt.²⁶

Neben der Begriffskritik scheint mir noch etwas zu kurz zu kommen, nämlich die Entdeckung der Schätze, die unserer Kirche da sind und darauf warten gehoben zu werden. In meiner bald erscheinenden Dissertation zeige ich, dass die jeweilige Kirchengemeinde, die Bibel als Grundlage unseres Glaubens und der Gottesdienst in seiner Gestalt und Geschichte ein Reichum an zu hebenden Schätzen besitzen, die in einer gemeindlichen »Schatzsuche« als einem offenen Prozeß der Veränderung entdeckt und in die Arbeit und das Leben der Gemeinde integriert werden müssen. Kirchenräume, Kunstgegenstände, biblische Leitmotive und Gemeindepatrie, Abendmahl und Bewegung im Gottesdienst sind dafür nur wenige Beispiele. Gemeinde ist ein vielgestaltiges Phänomen - wie die Bibel - und fordert ein biblisch-theologisches Leitmotiv, das ein profilierendes Licht auf die Gemeinde wirft. Wir brauchen meines Erachtens keine marketing-gerechten Leitbilder, sondern biblische, energetisch aufgeladene Leitmotive, die Menschen einladen zur Auseinandersetzung

Acredobank

mit Gott und der Welt und zum Feiern des Lebens.

Auf der Praxisebene der Leitbildprozesse müssen folgende Kontrollfragen gestellt werden:

1. Wie sieht das Beteiligungsverhalten am Prozess in der Realität aus? Gibt es nicht aufgrund seiner sehr verbalen Struktur ein kognitives Übergewicht, das nicht akademisch gebildete Menschen davon abhält?
2. Die Machtfrage ist zu stellen. Berater besitzen in Beratungsprozessen Macht. Wie gestaltet sich diese Macht der Stabsstellen, die ja häufig als Moderatoren und Experten eingesetzt werden, und wie beeinflussen sie den Prozeß?
3. Was machen wir mit der zunehmenden Ablehnung von Leitbildprozessen durch Menschen, die diese an ihrer Arbeitsstätte leidvoll erfahren mußten? Platte Formulierungen²⁷ aus der Werbesprache und die Erfahrung, dass Unternehmen solche Prozesse und Leitbilder häufig nur Gewinnmaximierung nutzen, bringen diese Menschen dazu, ähnliches trotz der Notwendigkeit für Kirche abzulehnen.

4. Resümee

Ich halte Herbert Lindners Buch für ein wichtiges Buch, gerade auch wegen der Kritik daran. Es muß weiter gedacht werden, vor allem was unser eigenes Erbe in Kirchengeschichte, Gottesdienst und biblischer Überlieferung betrifft. Als Christen und Gemeinden leben wir in der dreifachen Zeitdimension (Vergangenheit - Gegenwart - Zukunft).

Dies muss auch in unseren Gemeinden und ihrem Wandel Ausdruck finden. Vergangenheit ist nicht nur eine Last, sondern der Glaube unserer Vormütter und Vorväter hat so bunt und vielfältig Gestalt gewonnen, dass wir diese Schätze fruchtbar mit der heutigen Situation vermitteln können, ohne dem Historismus, der Passivität und der Langeweile zu verfallen.

Die Diskussion um Lindners Buch, um die Bedeutung der Organisationssoziologie für die Theologie und um die Kirchenreform muss geführt werden, aber in einer guten und angemessenen Weise. Die Diskussion kann, da sie das Wesen der Kirche betrifft, nicht an den Fakultäten oder nur in den Kirchenleitungen geführt werden, sondern muss in einer neuen Weise Gemeinden, Kirchenleitungen, HochschuldozentInnen und kirchliche Werke (z.B. die

Gemeindeakademie) einschließen.

Und bei allem leidenschaftlichen Engagement für die eine oder andere Position kann sie geführt werden mit der Gewißheit, dass Gott seine Kirche im Spiel hält!

*Christian Frühwald,
Pfarrer in Gauerstadt*

1. Evangelium hören. Wider die Ökonomisierung der Kirche und die Praxisferne der Kirchenorganisation. Ein theologischer Ruf zur Erneuerung, Erlangen 1999.
2. Vor allem verweise ich auf seinen Aufsatz: Quo vadis, ecclesia? Zur Diskussion um Kirche und Management, in: nachrichten der ELKiB, München 2000, 268-276.
3. Die drei Bereiche Gemeindeaufbau, Gemeindeentwicklung und Gemeindeleitung bezeichne ich zusammengefaßt als Oikodomik, um das Arbeiten am gemeinsamen Subjekt, nämlich der Gemeinde, deutlicher zu machen.
4. Richard Sennett, Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, 6.Aufl., Berlin 1998.
5. Seine Analyse ist lesens- und beachtenswert, wenngleich mir aufgrund meines eigenen Ansatzes, den ich in meiner Dissertation entwickelt habe, das Krisenszenario bezüglich der evangelischen Kirche zu stark gemalt ist. Vgl. dazu: Christian Frühwald, Frieden als theologisches Leitmotiv des Gemeindeaufbaus. Das Coburger Friedensdankfest und die Friedensgemeinde Sankt Laurentius Meeder, Bonn 2001.
6. Lindner: Kirche 2, 55-58.
7. Ebd. 56.
8. Ebd.
9. Leitende Bilder und Leitbilder sind zu differenzieren. Jeder Mensch, jede Organisation besitzt implizite, oft nicht ausgesprochene leitende Bilder (z.B. der Pfarrer als Hirte, Gemeinde als Familie, usw.). Leitbilder hingegen sind Bilder, die im Prozeß entstanden sind und deren leitende Funktion von den am Prozeß Beteiligten anerkannt worden ist. Ein Leitbild wird schriftlich fixiert und öffentlich gemacht.
10. Ebd. 118ff., v.a. 125
11. Letzterer liegt nur als knappes Schaubild vor.
12. Vgl. ebd. 35ff.
13. Ebd. 33.
14. Ebd. 112.
15. Ebd. 119.
16. Beruhigend wird hier nicht als einschläfernd verstanden, sondern als Wirkung gegen die auch in Kirchen vorkommende »Aktionitis«, den Zwang zum schnellen und manchmal unüberlegten Handeln um des Handelns willen.
17. Vgl. dazu die Diskussionen in Hamburg, wo Gemeinden aufgrund der Finanzsituation fusionieren müssen.
18. Ebd. 142ff.
19. Ebd. 27.
20. Vgl. dazu unter dem ausgeführten Aspekt des Leitens in der Gemeinde die Erlanger Dissertation: Bernhard Petry, Leiten in der Ortsgemeinde. Allgemeines Priestertum und kirchliches Amt - Bausteine einer Theologie der Zusammenarbeit, Gütersloh 2001.
21. Lindner, Kirche am Ort II, 25f.
22. Henry Mintzberg u.a., Strategy safari. Eine Reise durch die Wildnis des strategischen Managements, Wien 1999.
23. Vgl. dazu den Dreiklang »Orte der Versöhnung, der Heiligung und der Entwicklung«, ebd. 111.
24. Ebd. 58
25. Vgl. Henry Mintzberg, 148ff. Ausgangspunkt dieser Schule war der Gedanke der visionären Führung durch den Unternehmer. Die Vision steht am Anfang der strategischen Ausrichtung des Unternehmens.
26. Vgl. seine Auseinandersetzung mit den Begriffen Produkt und Kunde, ebd. 45-48
27. Der Spruch »Mitten im Leben« einer bayerischen Kirchengemeinde ist nun nicht wirklich ein eindeutiges Kennzeichen von Kirche.

FZ

RU im Schatten von PISA

Vielleicht ist die PISA-Studie noch schmeichelhaft im Vergleich zu dem, was eine entsprechende Studie für den deutschen Religionsunterricht ergeben würde.

Vorbemerkung aus dem Lehrerzimmer

Im Juni 2002 ging es im Lehrerzimmer nur um drei Themen: Zeugnisse, Fußball-WM und die PISA-Studie¹. Dabei erlebten viele Lehrer die PISA-Studie als eine Art Zeugnis² und fühlten sich »durchgefallen«: »So schlecht sind wir doch gar nicht!« Dieselben Lehrer³ äußern sich ansonsten oft so kritisch über SchülerInnen wie vorgesetzte Instanzen, daß das Ergebnis der PISA-Studie zu erwarten war. Manche würden auf weniger als 240 Seiten aphorisieren: »Meine Schüler sind dumm und wollen es bleiben.« Oder im Anklang an ein Bonmot von 2001: »Ich bin dumm und das ist gut so.«⁴ Das Thema »Bildung« ist wieder dran (und das ist gut so!). Dabei müssen wir Theologen im Hinblick auf Religionsunterricht und Katechumenat in die Offensive gehen. Ein substantiell guter Religionsunterricht gehört zu fundamentalen Voraussetzungen für eine Verbesserung des schulischen Niveaus. Um es vorweg zu nehmen: Zur Persönlichkeitsentwicklung gehört Religion essentiell dazu.⁵

1 Der Kirchturm und der Turm von PISA – ein schiefer Vergleich

Ich hause in der bildungspolitischen Wüste und residiere im bildungspolitischen Paradies: an einer deutschen Schule (»internationale Wüste«) in Bayern (»nationales Paradies«)⁶. Aber die PISA-Studie ist relativ: Was ist »Bildung« wert, wenn wir an »Herzensbildung« oder »Charakterbildung« ausgeblendet werden. Diese zentralen Anliegen einer guten Erziehung sind nicht quantifizierbar. Das Gleichnis vom großen Weltgericht (Mt.25) impliziert: Nur Gott kann die Qualität des Herzens oder des Charakters einschätzen. Wenn ein Bundesland mit Amigoaffäre und Waffenschmiergeldern besonders gut bei der Bildungspolitik abschneidet, weckt dies Zweifel an den Kriterien.

Trotz des begrenzten Aussagewertes der PISA-Studie⁷ müssen wir in unserem Kompetenzbereich Religionsunter-

richt auf den Anstoß eingehen. Sein Sinn, Zweck und Berechtigung war immer umstritten. Die Summe der Konzepte kann beeindruckend sein. Wenn wir die Ansätze sich ergänzen lassen, kommen wir der Vielschichtigkeit des Lebens näher. Zugleich brauchen wir einen eindeutig evangelischen Religionsunterricht, denn der Glaube ist eindeutig. Wenn ich hier vom Religionsunterricht rede, bleibe ich bei den klassischen bekenntnisgebundenen Konzepten.⁸

1.1 Der harte Boden des 21. Jahrhunderts

Ein effektives Konzept muß das Interesse der Lehrer wie die Vorgaben der SchülerInnen im Blick haben. Zwar haben die Unterrichtenden im Religionsunterricht häufig keine gleichen Interessen, könnten aber zumindest der Vorgabe zustimmen: Im Religionsunterricht soll die Intention der Botschaft Jesu weitergetragen und dem Glauben der SchülerInnen Nahrung gegeben werden. Dazu müssen Form und Inhalt einander entsprechen, der Lehrer zur Tendenz seiner Inhalte passen. Doch selbst bei diesem Konsens tut sich ein Abgrund auf: Die Sozialisation von Religionslehrern ist sehr unterschiedlich und unterscheidet sich von den SchülerInnen nochmals. Wir können von keinem einheitlichen Paradigma mehr ausgehen. Dies Problem konzeptionell zu lösen gleicht einer Sisyphos-arbeit.

1.2 Die Vorgaben der SchülerInnen

Die Entwicklungen in der letzten Dekade nötigen zu missionarischen Aspekten, da bei unsren SchülerInnen Interesse und Wissen in Richtung Null geht. Typisch jener Satz: »Bei meiner Konfirmation war ich zum letzten Mal in der Kirche...«, zunehmend ergänzt durch den Hinweis: »Und vorher auch nicht...« Bei solchen (realistischen) Äußerungen kommt Religionsunterricht um eine missionarische Komponente nicht herum, wenn er sich nicht als a-religiös neu interpretieren will.⁹

Wenn wir mit unseren Konzepten nur reagieren und kaum agieren, heißt unser Dilemma: Wir sind einen Tick zu spät dran, haben die Initiative nicht auf unsrer Seite. Beispiel: In einem Unterrichtsentwurf der 90er Jahre wurde für das babylonische Exil die Popgruppe »Abba« mit dem Hit »By the rivers of

Herbsttagung 2002

Mitgliederversammlung und Versammlung der Vertrauenspfarrer und -pfarrerinnen des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

Montag, 7. Oktober 2002
im Caritas-Pirckheimer-Haus,
Königstr. 64, 90402 Nürnberg

10.00 Uhr

Begrüßung
Andacht
Totengedenken

»Die Situation der Kirche und der Pfarrerinnen und Pfarrer in Frankreich«

Evert Veldhuizen,
Vice-President der Association des
Pasteurs de France

12.00 Uhr

Mittagessen

13.30 Uhr

Vorstandsbericht
Aussprache

Vorlage
der Jahresrechnung 2001
Bericht der Rechnungsprüfer

Vorlage des
Haushaltsplan 2003

Bildung bzw. Bestätigung
des Wahlausschusses für die
Wahl des Hauptvorstandes

Anträge aus der Versammlung
der Vertrauenspfarrer
und -pfarrerinnen

(nach Möglichkeit bis zum 13.9.
schriftlich an den 1. Vorsitzenden
richten)

16.00 Uhr

Ende der Versammlung

Alle Mitglieder des Vereins sind herzlich eingeladen. Aus organisatorischen Gründen ist eine Anmeldung in der Geschäftsstelle bis 25.9. erbeten.

gez. Klaus Weber, 1. Vorsitzender
gez. Hermann Ruttman, 2. Vorsitzender

Babylon« eingebaut. Der Titel stammte allerdings nicht von Abba, sondern von Boney M.¹⁰ und war zum Zeitpunkt der Veröffentlichung bereits ein Oldie. Die »Kids« konnten damit nichts anfangen. Zwar aktueller als ein Schlager von Martin Luther oder Paul Gerhard, gehört in unserer Zeit so etwas nicht in Bücher. Derartige Aktualisierungen muß der Lehrer selbst auf die Reihe bringen. Oft ist das »angesagte« Beispiel im nächsten Schuljahr bereits »mega-out«.¹¹

Eine Kontrastfolie zu zeitgemäßen Anforderungen wäre das Konzept der evangelischen Unterweisung: Einübung des christlichen Glaubens. De facto setzte das Konzept wie auch die folgenden voraus, daß in den Familien tradiertes christliches Wissen nun zu vertiefen sei. Das können wir ad acta legen. In den wenigsten Familien wird etwas tradiert. Ich teste jährlich (!) in allen meinen Abschlußklassen Grundkenntnisse wie Gleichnisse, Heilungen, Streitgespräche, Passion und Auferstehung (die ich natürlich vorher »wiederholt« habe); das banalste Gleichnis Jesu, nämlich »der barmherzige Samariter«, das auch ein Atheist verstehen sollte, ist keineswegs mehr Allgemeingut. Weder barmherzig noch Samariter, und die Geschichte... naja, seien wir barmherzig¹². Spätestens beim Beispiel »Feindesliebe« rasten meine SchülerInnen aus: Die Bergpredigt ist mehr als anstößig, sie ist einfach widersinnig, idiotisch, blöd, bestenfalls »un-cool«.

1.3 Kein Elfenbeinturm

Die PISA-Studie erfaßte neben dem Wissen auch das »Verstehen«. Zu seinen banalen oder basalen Voraussetzungen gehört die sprachliche Verständigung. Da stoße ich bereits in meinem multinationalen Unterricht¹³ an Grenzen: Ich kann nicht russisch, türkisch, italienisch und spanisch – um nur einen Bruchteil der Sprachen zu nennen, die diesen SchülerInnen vertrauter ist als Deutsch. Aber auch die deutschsprachigen SchülerInnen haben Verstehensprobleme, die beim Wortschatz beginnen und sich über die Grammatik fortsetzen¹⁴. Dieses Manko, das die PISA-Studie differenziert quantifizierte, muß nicht durch den Religionsunterricht behoben werden. Aber wir müssen damit umgehen. Selbst wenn wir Lese- und Schreibkompetenz voraussetzen, sind biblische Geschichten, das Material, mit dem wir arbeiten, den SchülerInnen oft fremd¹⁵. Zu Maria, Josef und Kreuzigung reicht

es bei meinen Abschlußklassen (Berufsschule) meist nach einer Vertiefungsstunde. Dann beginnt das Spezialwissen.¹⁶ Zugleich erfüllt es noch Zwanzigjährige mit Stolz, wenn sie etwa das Gleichnis vom Verlorenen Sohn¹⁷ wiedererkennen. Offenbar brauchen wir in allen Jahrgangsstufen einen Strang mit Grundlagenunterricht. Basiswissen muß vermittelt und vertieft werden. Die Kunst des Lehrers besteht darin, daß die Vertiefung nicht langweilig wird. Hier sind unsere entwicklungspsychologischen und didaktischen Kompetenzen erforderlich. Bibelkenntnis reicht nicht.¹⁸ Zum anderen muß der Religionsunterricht hermeneutische Hilfestellungen geben. Die SchülerInnen benötigen hermeneutisches Handwerkszeug, um einen eigenen Verstehensweg gehen können. Beispiel Gen. 2: Die Positionsbestimmung von Mann, Frau und Tierwelt im Gegenüber zu Gott. Was können SchülerInnen da alles entdecken! Die historisch-kritischen Vergleichsübungen in der Mittelstufe sind unproduktiv: SchülerInnen sind keine Historikerinnen und haben auch nicht deren Interessen.

2 Was kann der »Bildungs-Religionsunterricht« leisten?

Was soll Religionsunterricht leisten? Für den Unterricht allgemein wurde es in der PISA-Studie so formuliert: »Die PISA zu Grunde liegende Philosophie richtet sich also auf die Funktionalität der bis zum Ende der Pflichtschulzeit erworbenen Kompetenzen für die Lebensbewältigung im jungen Erwachsenenalter und deren Anschlussfähigkeit für kontinuierliches Weiterlernen in der Lebensspanne.«¹⁹ Interessanterweise werden die Begriffe »Religion« und »religiös« in der Studie gar nicht erwähnt und auch der Religionsunterricht kommt nicht vor.²⁰ Als Indikatoren formuliert die Studie folgende vier Aspekte²¹.

1. *Basisindikatoren*, die ein Grundprofil jener Kenntnisse und Fähigkeiten der nachwachsenden Generation bilden, die für eine aktive gesellschaftliche Teilhabe und für kontinuierliches Weiterlernen grundlegend sind. Damit ist nicht gesagt, dass diese Kompetenzen auch hinreichend seien.
2. *Kontextindikatoren*, welche die demographische, soziale und wirtschaftliche Einbettung von Bildungssystemen beschreiben und über deren institutionelle Verfas-

sung Auskunft geben.

3. *Relationale Maße*, die international variierende Zusammenhänge zwischen individuellen Hintergrundmerkmalen und schulischen Kontextvariablen einerseits und Leistungsergebnissen andererseits sichtbar machen. Dazu gehören auch Prozessindikatoren.
4. *Trendindikatoren*, die sich aus dem zyklischen Charakter der Datenerhebung ergeben und Veränderungen des Leistungsniveaus, der Leistungsverteilungen und der Zusammenhänge zwischen schüler- bzw. schulbezogenen Merkmalen und Leistungsresultaten im Zeitverlauf zeigen.

Diese Indikatoren müssen wir unseren Überlegungen zugrunde legen und uns in der Folge kreativ mit den Faktoren auseinandersetzen, die uns gefühlsmäßig schon lange klar sind. Die PISA-Studie scheint an ihrem selbstgesteckten Ziel vorbeizugehen, wenn ihr Leitmotiv »Lebensbewältigung« ohne Religion auskommt. PISA reduziert die Lebensbewältigung auf Bereiche, die in ihrer Summe nicht zur Bewältigung des Lebens reichen.

Die im übrigen Unterricht zu erwerbenden Kompetenzen gehören zum Handwerkszeug, auf das der Religionsunterricht zurückgreifen können muß. Die durch PISA analysierten sozialen Verwerfungen sind für unsere Religion, bei der die Person und nicht ihre soziale Position im Vordergrund steht, ein massives Problem. Die soziale Herkunft entscheidet größtenteils über Wissen und Anwendung bzw. eigenständige Vertiefung des Wissen.²² Das läßt sich vermutlich auch auf die religiöse Kompetenz übertragen.

2.1 Vergleichbares Basiswissen auf dem Boden vergleichbaren Unwissens

Die familiäre religiöse Sozialisation untergräbt bereits den Religionsunterricht.²³ Es gibt kein vergleichbares religiöses Wissen. Die religiöse Unkenntnis mündet in einem ersten Gebot: »Das ist jedem seine eigene Sache.« Dieser verbal tolerante Rückzug in die subjektive Beliebigkeit nimmt niemanden, der zu seinem Glauben steht, ernst. SchülerInnen instrumentalisieren diese Sentenz auch zur Verweigerung von Wissensaneignung, Stellungnahme oder kaschieren Denkfaulheit. Aber: »Nur wer etwas weiß, kann eine Meinung haben...«²⁴ Wo liegen wohl die Gründe für die Angst vor Positionierung?

Zum andern lieben auch SchülerInnen kollektive Feindbilder und holen sich daraus Nahrung für das Selbstwertgefühl. PISA: »Religionsgeschichtlich bedingte Unterschiede, die sich nicht selten mit landsmannschaftlichen Traditionen überlagern, sind immer noch lebendig«²⁵ Das betrifft »Russlanddeutsche« ebenso wie »Türken«, wobei letztere meistens mindestens in der zweiten Generation in Deutschland leben, die anderen erst in den letzten zehn Jahren den Raum, aber nicht die Zeit überwunden haben.²⁶

Das religiöse Vakuum²⁷ erlebe ich selbst in meiner Oberstufe als Ergebnis von mindestens neun Jahren Religionsunterricht. Vielleicht ist die PISA-Studie noch schmeichelhaft im Vergleich zu dem, was eine entsprechende Studie für den deutschen Religionsunterricht ergeben würde. Zu diesem Zwecke müßte man sich auf einheitliche abzufragende Ziele einigen. Es bleibt jedoch das Dilemma in der Praxis: Daß ich zum Glauben keine Kirche brauche, gehört zum Glaubensbekenntnis dieses Volkes.

2.2 Vertraut machen mit den Dimensionen, um die es bei Religion geht.

Karl Barth bezeichnete Gott als den ganz Anderen und unterschied den christlichen Glauben von Religion. Eine Religion kann nie die Wahrheit sein, denn sie ist immer nur menschliches, irdisches Echo auf die Ansprache Gottes. Das Echo der Christenheit ist allerdings durch eine ganz besondere Ansprache Gottes erzeugt worden. Andererseits impliziert der jüdisch-christliche Glaube: wenn Gott, der Herr nicht nur Herr meines Lebens ist, sondern Schöpfer und Erhalter der Welt; dann hat Gott einen Anspruch auf seine Welt. Bei der Anerkennung dieses Anspruchs ist zwar ein friedliches Nebeneinander oder gar Miteinander möglich, aber nicht mehr selbstverständlich. Theoretisch gestehe ich jedem seinen Glauben zu. Faktisch schließt mein Glaube ein echtes Anerkennen aus. Ich achte einen andersgläubigen Menschen, aber ich erkenne keineswegs seinen Gott an.

Erstaunlich viele Menschen erklären: »An Gott glaube ich nicht. Aber Jesus, der hat recht gehabt...« Mancher Dialog läuft dann so ab: »Jesus war ein guter Mensch. Jesus war ein kluger Mensch. – ich glaube auch an Gott. – Aber was sagst du? Jesus ist Gott? Das steht im Glaubensbekenntnis? Nein!«

Doch hier entscheidet sich der Glaube. Entweder: Jesus nimmt für mich eine

Stelle im Leben ein, die nur Gott gebührt. Oder: ich halte Jesus zwar für einen besonderen Menschen. Aber das war es dann auch. Hier entscheidet sich alles im Glauben. Hier wird, wenn das Thema erst einmal dran ist, diskutiert, und hier endet nach unserer Erfahrung das gegenseitige Verstehen. Dass es im Glauben um eine absolute Dimension für uns geht, muß im Religionsunterricht, wenn er ehrlich sein will, vermittelt werden. Das Leben wird aus seiner Beliebigkeit befreit zur Entschiedenheit.

2.3 Reflektierender Umgang mit der Welt

Zum genuinen Stil des Religionsunterrichts gehören Diskussion und Reflexion. Beispiel »Esoterik«: Welchen Stellenwert haben Stichhaltigkeit und Stringenz für unsere Auseinandersetzung mit diversen Phänomenen. Hier zeigt sich mit dem zunehmenden Alter der SchülerInnen die Inhomogenität der Voraussetzungen, um solchen reflektierenden Umgang mit der Welt überhaupt zu praktizieren. PISA: »...die Wissenslücke (*knowledge gap*) zwischen Lesern und Nichtlesern (sc. wird) größer. Geringe Lesefähigkeit und -bereitschaft stellen einen beträchtlichen Chancennachteil dar und werden daher zunehmend als soziales und politisches Problem ernst genommen.«²⁸ Unser protestantischer Weg über Wissen, Verstehen und in Beziehung setzen zur biblischen Botschaft benötigen Umgangswissen mit Texten. Gerade hier zeigt PISA deutschlandweit Defizite auf, die wir regelmäßig auch erleben: »Die im Text enthaltenen Aussagen werden aktiv mit dem Vor-, Welt- und Sprachwissen des Lesers verbunden.«²⁹

Ein aktuelles Phänomen im affektiven Bereich sind die zunehmenden Ängste in unserer Gesellschaft. Untersuchungen zufolge sind nach dem Terrorangriff am 11.9.2001 die Ängste, die Phobien in unserer Gesellschaft angestiegen. Immer mehr Menschen suchen bei ärztlichen Psychotherapeuten und -therapeutinnen Hilfe, weil sie mit diesen Ängsten nicht leben können. Diese Atmosphäre läßt sich aus dem Religionsunterricht nicht heraushalten; hier sind therapeutische Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Heilsamer Umgang mit Ängsten ereignet sich zum Teil beim Verbalisieren, zum Teil auch durch eine Analyse der realen Situation, und grundlegend im Vollzug des »Glaubens« = »Vertrauen« (auf Gott als den Herrn der Welt). Das Vertrauen, das zu Gott

entstanden ist, kann Ängste abfedern; Angst wird damit nicht vermieden oder verdrängt – das wäre sogar gefährlich, weil Angst ja auch eine Schutzaufgabe hat –, aber der Angst wird der Herrschaftsanspruch bestritten.

2.4 Forum für Stichhaltigkeit, Erfahrungsaustausch und gesellschaftliche Platzierung

Religiöse Themen sind schwierig zu kommunizieren. Im Forum »Religionsunterricht« kann diese Kommunikation eingeübt werden. Die Stichhaltigkeit von Begründungen muß sich in diesem Kontext bewähren. Der Religionslehrer kann helfen, verschiedene Ebenen zu differenzieren und einzusetzen. Es geht um logische Stringenz wie auch um essentielle Erfahrungen. Hier kann der Lehrer Material anbieten, das den SchülerInnen bei ihren Entwicklungen Hilfestellung leistet, Formulierungen anbietet, die Relevanz einordnen läßt. Dazu benötigt der Religionslehrer entwicklungspsychologische Kompetenz, sein Unterricht muß entwicklungsgemäß³⁰, Sprache und Inhalte müssen phasenspezifisch sein. Die PISA - Studie macht uns darauf aufmerksam, daß unsere schulpädagogischen Erkenntnisse sehr differenzierungsbedürftig sind.

Im Unterrichtsgespräch wird der Religionslehrer als Moderator darauf achten, daß Meinungen auch als solche und nicht als allgemeine Behauptungen artikuliert werden; dies impliziert das Einüben der »Ich«-Form und Offenheit für das gegenseitige Von-Einander-Lernen. Gewißheitserfahrungen und Glaubenserfahrungen sollten in ihrer Wichtigkeit im Religionsunterricht zum Ausdruck kommen. Die Gratwanderung ist zwischen »den anderen gelten lassen« und »Kritik anmelden« zu bestehen. Zu den kritischen Aufgaben des Religionslehrers gehört es, altersunangemessene Beiträge zu hinterfragen. Für Jugendliche wie für Erwachsene ist der Kinder Glaube nicht mehr angesagt. »Wie die Kinder« bedeutet Vertrauen und nicht Unwissenheit. Zwischen »das ist falsch« und »das gehört in die kindliche Vorstellungswelt, nicht in die erwachsene« ist pfleglich zu unterscheiden.

Religion ist ins Leben und damit in diese Gesellschaft eingebunden. Dies gilt durch individuelle Positionen ebenso wie durch die Realität einer Glaubensgemeinschaft einschließlich deren Image. Die Wechselbeziehung zwischen Glauben und Gesellschaft muß im Reli-

gionsunterricht immer wieder benannt werden. Die politische Relevanz der Ubiquitätslehre muß zum Tragen kommen.

3 Der eingebettete Religionsunterricht

Seit Jahrzehnten geistert durch die geisteswissenschaftliche und pädagogische Welt das Stichwort von der »Ganzheitlichkeit«. Wenn die »Ganzheitlichkeit« ein zentraler Aspekt der Religion ist, dann muß der Religionsunterricht auch im Ganzen der Schule und der Fächer eingebettet sein. Zugleich muß er auch für alle Sinne Erfahrungen anbieten.

3.1 Der Religionsunterricht und die Lehrpläne

Was hat Reli mit Mathe zu tun? Deutsch und Sozialkunde, o.k., aber Mathe? Es wäre aberwitzig, hier eine flotte Lösung zu liefern. Aber die gibt es ja selbst in Mathe nicht unbedingt. Auch da müssen mitunter schwierig zu erschließende Formeln gefunden werden, um schließlich zu einer Lösung zu gelangen. Andererseits betrachten Mathematiker Mathematik als Philosophie und haben gute Gründe dafür. Philosophie und Religion hingegen liegen durchaus nahe beieinander: Es geht um das geordnete Verständnis unserer Wirklichkeit. Natürlich lassen sich Physik und Weltbild, Ursprung und Sinn leichter zusammensehen; sozialetische Themata sind über Deutsch und Sozialkunde mit Reli leichter zu verknüpfen; und Sport kann über die Aspekte »Gemeinschaft« wie auch »Leistung« durchaus reflektiert werden.³¹

Dabei müssen wir ernst nehmen, daß Religion das ganze Leben betrifft und in die entsprechenden Bezüge eingebettet ist. »Die Aufgabe interkultureller Verständigung und gesellschaftlicher Integration ist im Übrigen eine Aufgabe der ganzen Schule und sie wird im starken Maße bereits außerhalb des Religionsunterrichts geleistet...«³² Wir müssen nicht die Welt erlösen.

Ich komme aus dem Bundesland und ich arbeite in dem Bundesland, das in der nationalen PISA-Studie Spitze ist. Trotzdem erlebe ich meine 10.-12. Klässlern zu mehr als der Hälfte als katastrophal. Wenn diese Katastrophe bereits nationale Spitzenklasse ist, dann... ist der Rest für mich kaum vorstellbar. Auch wenn die Schüler in den anderen Bundesländern nicht viel besser sind, viel schlechter können sie nicht sein.

An manchen Berufsschulen wird eine

interessante Kollegialität praktiziert. In Form einer Jahresübersicht nach Wochen und in Sparten tragen die Lehrkräfte aller Fächer ein, was sie jeweils als Thema haben. Folge: Man gewinnt als Lehrer einen Einblick in die begleitenden Themata (die für die SchülerInnen ohnedies präsent sind) und kann eventuell Querverbindungen herstellen. Religionsunterricht und Religionslehrer befinden sich hier sichtbar in einem Schuljahreskreis. Unterricht im Sinne von »ich halte eine Stunde« und Unterricht im Sinne von: »wir befinden uns in der Schule« sind nicht deckungsgleich.³³

3.2 Kompetenzschwerpunkt »Lesen«

Aus den Kritikbereichen der PISA-Studie betrifft uns in besonderer Weise das Thema »Lesen«. Für PISA gilt es als Schlüsselkompetenz. In unserem Unterrichtsbereich spielt das Lesen eine hervorgehobene Rolle. PISA: »Leseverständnis ist das Resultat einer aktiven Auseinandersetzung mit Geschriebenem. Die jeweils erzielte Leseleistung hängt von verschiedenen Merkmalen des Lesers und des gelesenen Textes ab. Neben den basalen Lesefähigkeiten gehören auf Seiten des Lesers dazu kognitive Grundfähigkeiten, Sprach-, Welt- und inhaltliches Vorwissen, strategische Kompetenz und vor allem auch motivationale Faktoren wie Werteorientierungen und Interessen, die dazu beitragen, dass in gegebenen Situationen die zur Verfügung stehenden Ressourcen auch verwendet werden.«³⁴ Es geht offenbar nicht nur um eine Kulturtechnik, sondern um Lebensbewältigung, wie sie als Ziel von PISA vorgegeben wird.³⁵ Lesen soll helfen, sich in diversen Bereichen des Lebens wie auch der eigenen Persönlichkeit zu orientieren. Das »passive« Lesen impliziert eine aktive Auseinandersetzung mit der Umwelt.³⁶ Freilich erleben wir im Religionsunterricht die ganze Bandbreite beginnend mit Texten, die aus sich verständlich erscheinen wie Texten, die zu Vorwissen in Beziehung gesetzt werden müssen oder eigene Schlußfolgerungen erfordern.³⁷

3.3 Der Religionslehrer im Kollegium und bei seinen SchülerInnen

Zur Bildung gehört kommunikative Kompetenz. Vermitteln kann diese nur ein kompetenter und kommunikativer Mensch: exempla trahunt. Kommunikation in der Schule wird für den Lehrer zunächst im Lehrerzimmer relevant.

Hier begegnen sich gleichberechtigte Menschen mit vergleichbarem Niveau und vergleichbarer Arbeitswelt. Präsenz im Lehrerzimmer ist ebenso gefragt wie Mit-einander-Sprechen über verschiedene Lebensbereiche.

Im Klassenzimmer spielt die Identität des Lehrers im Vermittlungsprozess die grundlegende Rolle. »Ich werde die Liebe in die Kinder hineinprügeln!« – das Scheitern dieses Ansatzes ist vorprogrammiert. Die Relevanz des christlichen Glaubens schimmert nur dann durch den verbalisierten Religionsunterricht, wenn dieser Glaube für den Unterrichtenden relevant ist. Dies muß sich in den Beziehungen zu den Schülern niederschlagen. Zuwendung, Annahme, Ernstnehmen müssen die Schüler durch den Lehrer erleben.

Freilich erschaffen wir nicht mit dem Eintritt ins Klassenzimmer die Welt. »Die Bildungsdiskussion fokussiert auf die Schule. Das primäre Problem aber ist das Elternhaus.«³⁸ Hier kommt der Religionsunterricht zu spät. Und mit einem Mal wird die PISA-Studie nicht nur für den Religionsunterricht relevant, sondern für die ganze Gemeindegemeinschaft. Ansatzpunkt wäre für den Religionsunterricht die Arbeit mit Tafeltern und mit Kindergarteneltern, für die Breite der Sozialisation hat unsere Kindergartenarbeit einzustehen.

Auch der Religionsunterricht kommt dabei um das Stichwort Leistung nicht herum. Leistung ist in aller Regel Voraussetzung für Erfolg und damit die Voraussetzung für echte Erfolgsgefühle. Beispiel Konfirmandenunterricht: Die Hauptschüler drängen sich vor, wenn es um »Vorlesen« aus der Bibel geht, denn da haben sie sich Kompetenzen erworben; in den Diskussionen, wo Gedankengänge entwickelt werden mußten, halten sie sich gegenüber den Gymnasiasten zurück.³⁹

3.4 Der Religionslehrer und seine Themen

Bei der Vermittlung des ersten Gebotes beispielsweise: »Ich bin der Herr, dein Gott«⁴⁰ kann ein Lehrer, der nur relativiert, nicht überzeugen. Friedliche Koexistenz der Religionen setzt Existenz voraus. Die persönliche Religion muß existentiell sein, über Bücherwissen hinausgehen. Für den Schüler muß der Zusammenhang zwischen dem jeweiligen Thema der Lerneinheit und der religiösen Ebene transparent sein. Das läßt sich in einem moralisierenden Unterricht relativ leicht zu demonstrieren.

Aber selbst konkurrierende Religionsunterrichtsmodelle eint die Ablehnung der Religion als Moralinstitution. Wir wissen, daß der überzeugte Lehrer im Kontrast zum distanzierenden fundamentalen Erkenntnis vermittelt. Aber wo wird dieser Erkenntnis im Religionsunterricht Rechnung getragen? Ich kann zehn Geschichten von Jesus erzählen, mehr oder weniger gut, aber erst die elfte kommt an, wenn die Schüler spüren, daß sie mich selbst gepackt hat. Gepackt sein macht noch keinen guten Lehrer aus, wenn ihnen eine entsprechende Didaktik fehlte. Aber ein inhaltlich kompetenter Lehrer, der von seinem Fach nicht gepackt ist, hat Vermittlungsprobleme. Als ehemalige kompetente Schüler können wir das exemplarisch empirisch bestätigen.

Leider kann ich hier ein komplexes Konzept nicht explizieren, und ein wichtiges Stichwort nur benennen: Der Religionslehrer und die Sinne. Aus der Summe der verschiedensten Unterrichtskonzepte geht hervor, daß die verschiedenen Sinne in ihrer Vielfältigkeit angesprochen werden müssen.⁴¹

3.5 Religion als Heimat

E.H.Erikson beschrieb bereits in den 50er Jahren das Fehlen einer nationalen Identität aufgrund des Fehlens einer identitätsstiftenden Heimat als das große Problem der Deutschen⁴². Er brachte es in einen direkten Zusammenhang mit dem Holocaust und dem zweiten Weltkrieg. Dieses Problem hat sich seitdem eher verschärft. Zwar wird inzwischen wieder nassforsch nationalisiert, aber das Positive »dies ist meine Heimat« erklingt nur noch artifiziell in niveaulosen Volksmusiksendungen. Die politische Forderung nach »Mobilität«, diktiert von der Wirtschaft, unterstützt diese Problematik.

Viele Eltern begründen ihren Wunsch nach der Taufe ihres kleinen Kindes: »Damit es dazugehört.« Die Taufe dient der sozialen Identität. Gespräche über die Glaubensinhalte verlaufen nahezu identisch: Der Inhalt des Glaubens ist egal, davon abgesehen, daß es eben Gott irgendwie geben könnte, aber man auch zuhause beten kann... Der Wunsch nach einer Beheimatung wird also ausgesprochen, aber für eine effektive Beheimatung (z.B. Beziehung zur örtlichen Kirche auch als Gebäude und zur Gemeinde als konkreten Menschen) wenig bis nichts getan.

Hier könnte der Religionsunterricht gefragt sein. In der Tat ist die »Heimat«

eine wichtige Vorstellung auch in der jüdisch-christlichen Tradition, nicht zuletzt in eschatologischer Hinsicht⁴³: Ort der Ruhe etwa, oder die Verheißung an die Erzväter, ein »Land, das ich dir geben werde« zu bekommen. Nomaden, denen eine Heimat verheißen wurde, könnten die »Deutschen« auch sein, hier im zentraleuropäischen Schmelztiegel.⁴⁴ Die PISA-Studie betont die Bedeutung der ethnischen Herkunft von SchülerInnen⁴⁵. Bei manchen SchülerInnen aus Migrantenfamilien gehört die Religion zu gegenwärtig möglichen Identifikationsmöglichkeiten, während andere Wurzeln gekappt wurden.

4 Resümee

Die nationale PISA-Studie scheint nahezu zulegen, daß klassische Schulziele wieder nachhaltiger in Angriff genommen werden müssen. Das betrifft einfache Kulturtechniken (»Lesen«) ebenso wie soziale Anforderungen (Leistungsbereitschaft; eigenständige gedankliche Verknüpfungsarbeit). Im Religionsunterricht lassen sich analoge Ziele benennen (Bibelkenntnis; Entwickeln von eignen Standpunkten auf einem religiösen Wissenshintergrund). Freilich dürfen diese Erkenntnisse, die für manche reaktionär erscheinen, nicht geschichtslos aufgegriffen werden: Auch Fehlentwicklungen haben ernstzunehmende Ursachen. Auch in der Schule wie im Religionsunterricht gab es kein »golden age«. Die Stärkung der Schwachen, die Förderung der Starken und die Akzeptanz des Schülers in seiner Individualität bleiben bestehende Herausforderungen.

Bildungspolitisch müssen wir eine Fast-Selbstverständlichkeit formulieren: Zur Persönlichkeitsentwicklung gehört Religion essentiell dazu. IQ.E.D.

*Dr. Volker Schoßwald,
Pfarrer in Nürnberg*

Anmerkungen:

1 PISA: »Programme for International Student Assessment« ein Programm der zyklischen Erfassung basaler Kompetenzen der nachwachsenden Generation, das von der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD)... in Deutschland verantwortet von Jürgen Baumert, Cordula Artelt, Claus H. Carstensen, Heiko Sibbens und Petra Stanat. Die Indikatoren der Studie beziehen sich auf die Bereiche Lesekompetenz (*Reading Literacy*), mathematische Grundbildung (*Mathematical Literacy*), naturwissenschaftliche Grundbildung (*Scientific Literacy*) und fächerübergreifende Kompetenzen (*Cross Curricular Competencies*). - Zielpopulation sind 15 jährige Schülerinnen und Schüler.

Zur Orientierung sei die Grobgliederung der Studie beigefügt: Kapitel 1: Untersuchungsgegenstand, Fragestellungen und technische Grundlagen der Studie - Kapitel 2: Föderalismus und Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse - Kapitel 3: Ländervergleich zur Lesekompetenz - Kapitel 4: Mathematische Grundbildung - Kapitel 5: Naturwissenschaftliche Grundbildung im Ländervergleich - Kapitel 6: Familiäre Lebensverhältnisse, Bildungsbeteiligung und Kompetenzerwerb im nationalen Vergleich - Kapitel 7: Institutionelle und soziale Bedingungen schulischen Lernens - Kapitel 8: Bereichsübergreifende Perspektiven

- 2 Zugunsten der leichteren Lesbarkeit verzichte ich auf eine inklusive Schreibweise.
- 3 Ich kann das für alle Kollegien, mit denen ich in den letzten 20 Jahren kontinuierlich kommunizierte, sagen. - Ausnahme: Die Waldorf-Schule. Dort *mußte* alles positiv formuliert werden. Hier könnte ein Psychoanalytiker reichhaltiges Material für Verdrängung finden.
- 4 Irritierende Leistungen gibt es zuhauf: Mehrtäter sind schwer wiederzuerkennen (laut lesen!); und nicht nur das geozentrische, sondern auch »das akrobatische Weltbild ist überholt«.
- 5 Beachten wir auch hier: »Der Umfang des in der Stundentafel insgesamt festgelegten Unterrichtsaufkommens scheint ein Indikator für die institutionell verankerte Bedeutung und Wertschätzung von Unterricht in einem Land zu sein.« PISA 233)
- 6 Bis auf Bayern befindet sich kein weiteres Land der Bundesrepublik im oberen Drittel der internationalen Rangreihe. S.72
- 7 Die Studie enthält erstaunlich wenig Aussagen, die sich auf konkrete schulische Aktionen beziehen lassen. Die Interpretation ihrer vielen Daten und die konzeptionellen Konsequenzen sind den verwertenden Gremien überlassen. Diesen und damit auch uns hält die Studie allerdings warnend entgegen: »Analysiert man aggregiert auf Länderebene den Zusammenhang zwischen Leistungsergebnissen und der gesellschaftlichen, institutionellen und der kulturellen Kontextmerkmalen, so zeigen sich immer erstaunlich enge Zusammenhänge, die allerdings aufgrund der kleinen Fallzahl nicht inferenzstatistisch abgesichert werden können. Diese Zusammenhänge dürfen keinesfalls direkt kausal interpretiert werden. Sie weisen vielmehr auf die Bedeutung von komplexen Bildungskontexten, die vielfach vermittelt und gebrochen die Qualität aller relevanter Umwelten innerhalb und außerhalb der Schule beeinflussen.« (241)
- 8 Das theoretisch ansprechende interreligiöse Lernen auf konfessorischer Basis impliziert zuvieles konkret immanente Widersprüche.
- 9 Phantasieren wir die Variante: »Ich unterrichte Mathematik. Meine SchülerInnen müssen nicht rechnen können.« Im Schulalltag grenzt diese wissenschaftsphilosophische Wahrheit an intellektuell verpackten Schwachsinn..
- 10 Soviel zur Kompetenz dieser Pädagogen. Das ist einfach peinlich!
- 11 oder muß ich »giga-out« schreiben; oder was ist jetzt gerade die Steigerungsform?
- 12 auch im Bereich der hier häufig versagenden Rechtschreibung.
- 13 Ich unterrichte an beruflichen Schulen. Entsprechend sind die SchülerInnen (Alter zwischen 15 und 45 Jahren) aus allen Herkunftsgebieten zusammengesetzt. Besonders vertreten sind türkischstämmige und russisch-stämmige SchülerInnen mit einem nationalen Selbstverständnis, das sich auf die Herkunftsländer der Eltern bezieht. Das betrifft auch die Sprache, in der sie primär kommunizieren (mit SchülerInnen gleicher Herkunft).
- 14 In Bayern ist Sächsisch ein Problemindikator, da hier kulturgeschichtliche Differenzen virulent werden. Nota Bene: Für seine Bibelübersetzung griff Martin Luther auf das sächsische Amtsdeutsch zurück. So ändern sich die Zeiten.
- 15 Das Gleichnis vom Verlorenen Sohn wird in aller Regel als Beispielgeschichte für gutes väter-

- liches Verhalten interpretiert.
- 16 Regelmäßige Schüleräußerung: »Herr Schoßwald, über Gott und so was haben wir im Religionsunterricht nie gesprochen.« Ich bin mir sicher, daß das nicht stimmt, aber dieser Eindruck blieb haften.
- 17 Es wird aber in aller Regel als eine Beispielgeschichte interpretiert.
- 18 Didaktik ohne Bibelkenntnis würde keinen Sinn machen.
- 19 Laut PISA S.12.
- 20 Volltextsuche
- 21 ebd. S.12
- 22 »Gerade weil der Erwerb von Leseexpertise nach dem Schriftspracherwerb zunehmend selbstreguliert erfolgt, ist zu erwarten, dass auch am Ende der Sekundarschulzeit relativ straffe Zusammenhänge zwischen Lesekompetenz und Merkmalen der sozialen Herkunft zu finden sind. Schülerinnen und Schüler aus sozial privilegierten Familien sind am Ende der Vollzeit-schulpflicht insgesamt erfolgreicher als Gleichaltrige aus Familien unterer sozialer Schichten.« PISA 176
- 23 W.Ritter hat in diesem Zusammenhang nachdrücklich auf die Notwendigkeit der Gemeindearbeit verwiesen.
- 24 Joschka Fischer
- 25 PISA S.49
- 26 Wer in diesem Umfeld zu tun hat, wird immer wieder die frustrierende Erfahrung machen, daß »Rußland-)Deutsche« verächtlich über (türkischstämmige) Deutsche herziehen und dabei die »Russen« furchtbar radebrechen, während die »Türken« fließend Deutsch sprechen. Andererseits schwenken die (türkischstämmigen) Deutschen die türkische Fahne, wenn die Nationalmannschaft der Türkei gewinnt. Viele Bürger unserer Stadt (Nürnberg mit einem Stadtteil Gostenhof, der im Volksmund Gostanbul heißt) atmeten auf, als es nicht zu einem Fußball-WM-Endspiel Deutschland-Türkei 2002 kam. Sie befürchteten eine Art Bürgerkrieg. Immerhin hatten »Türken« (?) eine türkische Fahne mit den Ausmaßen eines mehrstöckigen Wohnhauses am zentralen Verkehrsknotenpunkt der Stadt gehißt.
- Eine vergleichbare Aktion gab es in Nürnberg nur 1945, als die Amerikaner einmarschierten, die eben einen Krieg gewonnen hatten. – Viele Beteiligte waren ältere Schüler. Die Szenen enthalten viel symbolisches Material zum Thema Integration.
- 27 Hier ouden sich SchülerInnen aus den neuen Bundesländern, für die Religionslosigkeit eine Selbstverständlichkeit und Atheismus ein Fremdwort ist. – Bei den türkischstämmigen SchülerInnen bahnt sich eine analoge Entwicklung an.
- 28 PISA 56
- 29 PISA 56
- 30 Die PISA-Studie hat trotz ihres immensen Aufwandes bedauerliche Grenzen, die auch benannt werden: »Aufgrund der altersbasierten Stichprobe, die keine ganzen Klassen enthält, sind Klassenkontexte sowie das Wissen und Handeln von Lehrerinnen und Lehrern kein expliziter Untersuchungsgegenstand.« PISA 16 In der praktischen Arbeit sind aber gerade dies zentrale Parameter.
- 31 Hier können wir nochmals an die vorhergehende Anmerkung denken.
- 32 Nipkow 309
- 33 PISA warnt vor Schnellschüssen und Vereinfachungen: »Schließlich sind fast alle strukturellen und institutionellen, aber auch kulturellen Kontextbedingungen in hohem Maße untereinander und mit Drittvariable konfundiert, sodass die Analyse einfacher bivariater Zusammenhänge – so Verlockend und praktisch sie für bildungspolitische Ratschläge auch erscheinen mögen – fast immer irreführend sind.« (232)
- 34 PISA 57
- 35 Diese Auffassung von Lesekompetenz kann... als eine Form der Handlungskompetenz bezeichnet werden. Sie enthält nicht nur die kognitive Leistungskomponente, sondern auch Haltungen, Einstellungen und förderliche Strategien und Routinen, die einen aktiven Leser auszeichnen. PISA 57
- 36 PISA listet grob textimmanente und wissensbasierte Verstehensleistungen differenziert auf. 58
- 37 Bei den Aufgaben zur Messung der wissensbasierten Verstehensleistung muss der Leser reflektieren und bewerten. Aufgaben dieses Typs verlangen das In-Beziehung-Setzen von Ideen, Wissen und eigenen Erfahrungen, beispielsweise beim Bewerten der Angemessenheit einer Textart für die Vermittlung bestimmter Inhalte. PISA 58
- 38 Gewährsmann für diese Formulierung ist Günther Jauch und der ist bestimmt unverdächtig, was die Verteidigung der Lehrerschaft betrifft. (Spiegel). Immerhin lesen wir in der PISA-Studie – die seinerzeit noch nicht veröffentlicht war: Alles in allem haben über 50 Prozent der Eltern ein positives Bild von der Schule: Sie geben an, dass sie mit der Schule ihrer Tochter bzw. ihres Sohnes insgesamt »eher zufrieden« oder »sehr zufrieden« sind. S.215
- 39 Hier klafft eine Bildungslücke: »Die Auseinandersetzung mit dem Text lässt sich als ein Akt der Bedeutungsgenerierung verstehen, bei dem die Wissensvoraussetzungen der Leser und die objektive Textvorgabe zusammenspielen« PISA S.56
- 40 Also: ich bin Jahwe, dein Gott (auf dem Hintergrund der Geschichte Israels mit seinem Gott) und »ich bin der Vater Jesu Christi, dein Gott« (auf dem Hintergrund der Identifikation Jesu mit Jahwe).
- 41 Freilich ist die Religionspädagogik in der Praxis dafür berüchtigt, daß gute Intentionen oft erzwungen wirken. Das macht wenig Sinn.
- 42 E.H.Erikson, Kindheit und Gesellschaft, 1963, 326
- 43 Hier wäre in der Diskussion mit Ernst Bloch an Jürgen Moltmann – und dann auch Eberhard Jüngel – zu denken.
- 44 Ich kann dies für mich biographisch benennen: Mein österreichischer Großvater blieb auf der Walz in Deutschland hängen. Für meinen Vater, einem Lehrer, wurde Heimatkunde das zentrale, identitätsstiftende Fach.
- 45 PISA 116

Apfelbaum an Controller

Mein Schreibtisch steht unter einem Apfelbaum. Nur ein Fenster ist dazwischen. Er wäre genau der Beobachtungsposten für den Controller, den Landesbischof Dr. Johannes Friedrich nicht schickt. Die Idee, den Controller oder Personal-Entwickler in den Apfelbaum zu setzen, ist jedoch genial. Er würde – wie ich – bei meinem Freund, dem Apfelbaum einiges verstehen lernen.

Ungezählte grüne Äpfelchen fallen herunter. Ungezählte sind noch oben und wachsen umso besser. Manche reißen Jugendliche ab als Wurfgeschosse, oder Kinder zum Anbeißen und Wegwerfen. Sie kennen nur Produkte, aus Plantage und Kühlhaus nach Norm. Wohl dem, der lernt, was ein Obst – Baum ist und was Früchte sind, die man nicht fertig kauft. Denen, die Geduld haben, wird unser Baum Ende September willig seine herrlichen Äpfel überlassen. Was befähigt ihn dazu?

Der Personal-Entwickler hat inzwischen in den Ästen Platz gesucht. Mit der Anerkennung seines Ertrags kann der Baum wenig anfangen. Er verweist auf Himmel, Erde, Sonne, Regen, Bienen und das, was in ihm ist. Er könne ja gar nicht anders, als Früchte hervorbringen. Sie seien nicht seine Effizienz. Fassungslos reagiert er auf die Zielvereinbarung bis zum nächsten Jahr. Er wisse leider nie vorher, ob er blühen werde. Ob das schlimm sei, fragt er den Entwickler. Und wenn er blühte, könnten Frost, Sturm und Hagel kommen. Der Entwickler gesteht, dass er bisher in Plantagen gearbeitet habe. Es müsse wohl am Pfarrgarten liegen. Ob er nächstes Jahr im Herbst kommen dürfe, wenn die Früchte reif seien? Verlegen erklärt der Baum, es wäre ihm eine Riesenfreude, den Besucher heuer zu bewirten. Nächstes Jahr sei er wahrscheinlich wieder ganz arm vor seinem

Schöpfer. Er blühe nur jedes zweite Jahr. Aber sein Pfarrer meine, das sei seine Freiheit. Dabei sei er doch als Baum total abhängig vom Himmel und...

Der Personal-Entwickler steigt nachdenklich vom Baum. Seitdem will er nur noch Zuhörer und Gesprächspartner sein. Denn es gehe um das, was uns der Baum immer schon voraus hat: Dass er nicht sich selbst gehört und seine Früchte nicht selbst macht. Unsere Entwicklung im Dienst des Evangeliums müsse sein, diese Einsicht nachzuholen. Fazit:

Es ist nicht so, »dass die Kritiker Ängste schüren« (Friedrich). Sie erinnern an die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium. Die darf in der »Aufgabenbeschreibung für die Kirchenleitung« nicht fehlen.

*Walter Steinmaier,
Pfarrer in Nürnberg – St. Jobst*



1. Thematische Landesvorstandssitzung am 27.4.2002

Angesichts der Debatte um Aussage und Einordnung der internationalen Ergebnisse der PISA-Studie versuchte der GVEE, allgemeine Grundlagen zu erarbeiten, nach denen Studien und Untersuchungen eingeordnet und bewertet werden können. Hierzu war Prof. H.-J. Fraas, München als Referent eingeladen. Er führte die Anwesenden – Mitglieder des Landesvorstandes, der Verbände sowie Gäste, zu denen auch OKR Hofmann zählte – ein in das »Evangelische Bildungsverständnis und Menschenbild im Blick auf Schulleben und Schulentwicklung«.

Für Prof. Fraas ist religiöse Bildung unverzichtbarer Bestandteil aller Bildung, also auch schulischer Bildung. Sie besteht im Umgang mit dem Transzendenzbezug alles Gegebenen, im Umgang mit dem Heiligen / Numinosen, der religiösen Tradition sowie der Ehrfurcht vor dem Leben. Diese religiöse Bildung ist grundlegend menschlich, d.h. unabhängig von einer bestimmten Religion, und entzieht sich wirtschaftlichen Gesichtspunkten.

Ausgehend von diesem Bildungsverständnis wies Prof. Fraas darauf hin, dass die PISA-Studie Bildung auf funktionale und v.a. messbare Aspekte verkürze. Damit werde auch die Schule in ihrer Funktion als Bildungseinrichtung nur ausschnittsweise wahrgenommen. Dadurch bestehe die Gefahr, auf der Jagd nach dem jeweils Aktuellen Schuldige zu suchen und kurzschlüssige Maßnahmen zu ergreifen. Alternativen sieht er darin, den Bereichen Schule, Bildung und Lehrer einen höheren Stellenwert zukommen zu lassen. Hierzu gehört

auch die Frage danach, was elterliche Bildung zu leisten im Stande ist. Basis für den Umgang mit derartigen Untersuchungen ist für Prof. Fraas das evangelische Menschenbild. Eckpfeiler dieses Menschenbildes sind neben der Freiheit, die in der Gottesbeziehung gründet, Personalität im Umgang miteinander, Sachlichkeit und Ganzheitlichkeit. Daraus ergibt sich als Aufgabe für Erziehende ein Eintreten für Menschlichkeit und Individualität, aber auch für Spiritualität und musische Bildung im Bildungsprozess.

Im Anschluss an eine Aussprache erarbeiteten die Anwesenden in zwei Gruppen Kriterien und Leitfragen, nach denen ähnliche Untersuchungen sich einschätzen lassen.

Noch ein Hinweis: Prof. Fraas hat diese im Vortrag auf eine gelungene Kürze reduzierten Gedanken in seinem Buch »Bildung und Menschenbild in theologischer Perspektive« (Göttingen 2000) ausführlich entfaltet.

2. Bayern trifft Thüringen und Sachsen –

Begegnungstreffen des GVEE mit den Gemeinschaften Christlicher Lehrer und Erzieher Sachsens und Thüringens Anfang Juni trafen sich bereits zum 10. Mal (!) Lehrerinnen und Lehrer aus Bayern, aus Sachsen und Thüringen – diesmal bei uns in Bayern. Wir übernachteten im neu renovierten Tagungshaus des Müttergenesungswerkes in Stein – und bewegten uns an dem Wochenende »Auf den Spuren von Veit Stoß« durch Nürnberg.

Am Freitag Abend gab uns Herr Dr. Winter detaillierte und gut durchdachte Hintergrundinformationen aus der Kirchengeschichte. Nürnberg zur Zeit der Reformation war eine europäisch bedeutende Stadt, in der Künstler wie A. Dürer oder Veit Stoß gerne lebten und arbeiteten.

Am Samstag wurden wir von Frau Parchmann, einer Mitarbeiterin des Germanischen Nationalmuseums, in das Leben und Arbeiten des großen Bildhauers, Holzschnitzers und Malers Veit Stoß eingeführt. Mit viel Liebe und

GVEE Logo

großem Fachwissen machte sie an jedem seiner Werke deutlich, wie groß der Glaube und der Mut des Meisters waren. Am Abend besuchten wir ein mittelalterliches Konzert im alten Ratssaal. Die alte Musik begleitete uns auch in der Feier eines Gottesdienstes in St. Egidien am Sonntag.

Ebenso wichtig wie das kulturelle Programm waren die Begegnungen zwischen den Lehrerinnen und Lehrern aus dem jeweils anderen Bundesland, die Gespräche über die Sorgen und Nöte. Wenn man voneinander weiß, kann man auch aneinander denken und für einander beten.

Wir freuen uns auf das Begegnungstreffen, das im nächsten Jahr in Thüringen stattfinden wird – und wären glücklich, wenn Lehrkräfte mitfahren würden, die noch nie dabei gewesen sind. Es lohnt sich jedes Mal.

3. Islamischer Religionsunterricht – Gespräche mit Elternverbänden

Am 12. Juni 2002 lud der GVEE erneut verschiedene Eltern- und Lehrerverbände ein, um die Überlegungen über den islamischen Religionsunterricht zum Abschluss zu bringen. Nachdem schon beim letzten Treffen im Januar konsensfähige Inhalte erarbeitet wurden, konnte nun ein »Plädoyer für den islamischen Religionsunterricht« verabschiedet werden, in dem auf die Verfassungskonformität und Deutsch als Unterrichtssprache besonderer Wert gelegt wird. Diese Stellungnahme wird auf der Homepage des GVEE veröffentlicht und an verschiedene Stellen (Landeskirchenamt, Kultusministerium, usw.) weitergereicht.

Brigitte Ertl / Ingrid Lichtenauer /
Udo Schmoll

Frauenordination in Tansania

»Wenn Gott uns gerufen hat, dann wird er uns auch begleiten«

Im September 2001 war ich zu einem Gastvortrag an die theologische Fakultät der Universität Makumira im Norden Tansanias eingeladen, die von der Evangelisch-lutherischen Kirche Tansanias (ELCT) getragen wird. Dort führte ich ein Interview mit einer der wenigen weiblichen Lehrkräfte - und der einzigen einheimischen unter ihnen - Professorin Anastacia Malle. Die tansanische Theologin schrieb ihre Promotion in den USA über das Verhältnis der biblischen Geschichte von Sarah und Hagar zu den polygamistischen Traditionen in Afrika. Auf meine Frage, warum bisher relativ wenige Frauen auf die seit etwa zehn Jahren grundsätzlich mögliche Ordination zur Pfarrerin der ELCT zuzugingen, wies sie auf das *Procedere* hin, dass die jeweilige Diözese entscheide, wer zum Theologiestudium empfohlen werde. Nachdem eine Reihe von Bischöfen weiterhin grundsätzlich die Frauenordination ablehnen und die einzelnen Diözesen das Recht bekamen, selbst zu entscheiden, wann der richtige Zeitpunkt ist, um in ihrem Bereich die Frauenordination einzuführen, ist für viele Frauen der Weg zum Studium bzw. vom Studium in einen befriedigende berufliche Existenz weiterhin verschlossen.

Wie läßt sich kurz die Lage von Frauen in Tansania beschreiben?

Im Großen und Ganzen ist sie in den vergangenen Jahren nicht besser geworden. Viele Frauen arbeiten von Morgen bis Mitternacht für das Überleben der Familie. Sie holen Wasser und Feuerholz. Sie leisten harte Feldarbeit, um jeden Tag irgendwie die Nahrung zu sichern. Oft werden sie von ihren Männern geschlagen, manche auch mißbraucht. Sie müssen ihnen gehorchen und sich ihnen unterordnen.

Wie kam es zur Entscheidung für die Frauenordination in Tansania?

Die lutherische Kirche beschloß 1990 generell, Frauen zu ordinieren. Gleichzeitig überließ sie es den Synoden der einzelnen Diözesen zu beschließen, wann für sie die Zeit reif ist. In manchen Diözesen werden bis heute Frauen nicht ordiniert. Teilweise wollen dies die betreffenden Bischöfe nicht, teilweise lehnen es die Pfarrer ab. Unsere Hoffnung ist, dass sich mit einer neuen Generation Bischöfe und Pfarrer, die

Frauen auch als Studienkolleginnen erlebt haben, allmählich etwas ändert. *Wie ist die Situation der Theologinnen aus Diözesen, die keine Frauen ordinieren?*

Es gibt zum Beispiel zwei Theologinnen mit Masterabschluß aus Diözesen, die bisher keinen Frauen ordinieren. Trotz ihrer gegenüber vielen Pfarrern qualifizierteren Ausbildung haben sie keine Chance, sich adäquat einzubringen. Die eine leitet nun eine Mädchenausbildungsstätte, was man aber auch ohne eine theologische Spezialausbildung tun kann. Die andere bekommt mal diese, mal jene Aufgabe im Frauenbereich. Das ist aber auch unbefriedigend.

Welche Erfahrungen machen die Pfarrerrinnen in den Gemeinden?

Manchmal werden sie sehr gut akzeptiert. Manchmal ist es jedoch auch schwierig, vor allem auch mit Frauen, die weniger Ausbildung haben. Wenn wir mit diesen zum Beispiel eine Bibelarbeit machen über die Rolle von Frauen in der Bibel, dann bekommen sie manchmal Angst und sagen, solch eine kritische Auslegung können wir in unserer Gemeinde nicht akzeptieren. Viele biblisch-theologischen Einsichten, die in der Ökumene schon selbstverständlich sind, sind den Menschen bei uns noch völlig fremd.

Wie tauschen sich die Theologinnen untereinander aus?

Insgesamt sind wir jetzt etwa 50 lutherische Theologinnen in ganz Tansania. Nachdem unser Land so groß ist und der Transport schwierig und teuer, treffen

sich oft die Theologinnen aus den einzelnen Diözesen und manchmal den Nachbardiözesen einmal pro Jahr auf eigene Kosten. Wenn wir uns auf nationaler oder kontinentaler Ebene treffen wollen, brauchen wir Zuschüsse zu den Fahrtkosten. Dafür gibt es manchmal Mittel aus Genf.

Wie beurteilen Sie insgesamt die Entwicklung der Theologinnenarbeit?

Als die ersten Frauen Theologie studierten, dachten die Diözesen, daß sie nach Studienabschluß im Bildungsbereich oder im Frauenbereich arbeiten würden. Als dann die Frauenordination beschlossen wurde, war dies für manche Diözesen ein Schock. Sie sandten daraufhin weniger Frauen zur Ausbildung an die theologische Fakultät nach Makumira. Bisher haben wir auch nur wenige Frauen im Lehrkörper. Solange dies aber so ist, erleben viele Männer Frauen vor allem als Töchter, Mütter, Schwestern oder Hausangestellte, aber nicht als gleichgestellte Kolleginnen. Wenn Theologinnen aus Diözesen, die keine Frauen ordinieren, überlegen, ob sie in eine andere Diözese wechseln sollen, geraten sie oft in einen Loyalitätskonflikt. Ihre eigene Diözese sagt ihnen unter Verweis auf den Korintherbrief, daß es nicht nur ein Amt gibt, sondern viele und dass dies die Frauen durch ihre Arbeit deutlich machen sollen. Wir hoffen aber, dass wenn Gott die Frauen zum Pfarramt gerufen hat, dann wird er sie auch auf ihrem langen schwierigen Weg begleiten und ihnen immer wieder neue Kraft geben.

Gerdi Nützel, Pfarrerin, Referentin im Berliner Missionswerk für Gemeindedienst und Öffentlichkeitsarbeit

Lutheraner in Australien

...so fern und so nah

Von der Traumzeit zum Albtraum

Das 18. und 19. Jahrhundert markieren die Epoche europäischer Kolonial-expansion. Erst nach Entlassung der ehemaligen Kolonien in die Unabhängigkeit in den Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg wurde mit der Aufarbeitung dieser dunklen Kapitel der Menschheitsgeschichte begonnen, in deren Verlauf unzähligen Menschen und Kulturen des Südens Gewalt oder physische Zerstörung widerfuhr. Für die Aborigines auf dem australischen Kontinent läu-

tete sie das Ende ihrer Dreamtime und für Zehntausende auch ihrer Existenz ein. Missionsbewegungen und Kirchen in der südlichen Hemisphäre wirkten und entstanden nicht selten im Schatten der Kolonialmächte. Die Entwicklung der australisch-lutherischen Kirche kann neben anderen Deutungen aber auch als eine der Bewegungen des Christentums interpretiert werden, die eine Mission für das Leben derer war, für die es hieß Aus der Traum! - die Aborigines. Wenig bekannt in unserer Landeskirche sind diese besonderen Merkmale australischen Luther-

tums und noch weniger die Beziehungen zwischen den beiden Kirchen, deren Entwicklung in Neuendettelsau eine Wurzel hatte. Dieser Beitrag will in einem Informationsdefizit nachhelfen.

Aus Protest gegen die Unionspolitik des Königs von Preußen hatten 1838 die ersten 200 Lutheraner schlesischer Abstammung ihre Heimat verlassen und im südlichen Australien eine neue Bleibe gefunden. Wengleich man für die in den folgenden Jahrzehnten siedelnden 20.000 Protestanten große Landstriche im fruchtbaren, weiten Barossa Tal erwarb – ihre Landnahme verlief verglichen mit der Invasion der Briten genau 50 Jahre vorher überwiegend friedlich. Für die Ethnien der Urbevölkerung Australiens markierte 1788 zwar nicht das Datum des »first contact« mit der Außenwelt; die unfreiwillige Begegnung Fremder wurde nun aber zu einer *matter of survival* – wieder einmal für die, die ihre Heimat gar nicht verlassen hatten. Eine *Dreamtime* ging zu Ende, als die in die äußerste Ferne verpflanzten Häftlinge der britischen Kronen und ihnen folgenden Siedler aufzogen. Nicht zuerst Handelsaktivitäten oder wirtschaftliche Ausbeutung brachten dunkle Schatten, sondern die Bestreitung von Land und Boden, der trotz sehr dünner Besiedlung ja niemals herrenloser Grund war. Heute macht der Anteil der Aborigines-Bevölkerung mit ihren knapp 300.000 Menschen ca. 1,5% Anteil an der Gesamtbevölkerung; vor gut 200 Jahren waren es eben doch fast 100% gewesen! Wie immer das gigantische Wachstum der Weltbevölkerung und die Expansion von West und Nord nach Süden bewertet wird – die Aborigines teilten das Schicksal zahlloser Ethnien, auf eigenem Boden Fremde geworden zu sein. Der Umgang mit der Urbevölkerung war je nach Region und Regierung unterschiedlich und reichte vom väterlich-gönnerischen Wohlwollen hin bis zur Unterdrückung und Vernichtung – wie z.B. in Tasmanien wo man die Aborigines systematisch ausrottete. Das Rechtsdenken der Weißen teilte diese Jäger- und Nomadenvölker, soweit sie nicht durch importierte Krankheiten, Verjagen oder durch andere Konfrontationen schon dezimiert war, in Reserven auf – ein weiterer demütigender Eingriff in ihr *ius traditionis*. Der Kampf um neue Grenzen und die Bestreitung des Lebensrechts der Ureinwohner dauerte bis in die 20er Jahre des 20. Jahr-

hunderts. Als die Regierung einen Modus der Koexistenz gefunden hatte war die Zahl der Urbevölkerung, von 1788 an gerechnet von etwa 1 Mio. auf unter ein Zehntel zurückgegangen.

Nicht zu erträumen war das sensationelle *Mabo-Ruling* vor 10 Jahren: Edward Mabo, Ureinwohner aus Nord Queensland erhielt post mortem mit seiner Verfassungsklage auf unveräußerliche Landrechte der Urbevölkerung Recht. Das Oberste Gericht des Staates Queensland verkündete 1992 die Einsicht, Landrechte der Aborigines hätten bereits vor der Besitzergreifung durch die Krone bestanden. Weiterhin erklärte es, diese nach der *Dreamtime* verwehrt Grundrechte könnten mitnichten als erloschen erklärt werden. Als vor einem Jahr an der Stätte der ersten europäischen Besiedlung die olympischen Spiele eröffnet wurden, inszenierte man sehr anschaulich die Epochen der *Dreamtime*. Als Cathy Freeman als Repräsentantin der Aborigines das olympische Feuer entzündete, träumte man rund um den Globus, die Aborigines Frau stünde letztendlich als neues Symbol für ein versöhntes Miteinander. Dieser modus vivendi im Ausklang der Traumzeit ist nicht Ziel der konservativen Regierung Australiens.

Eine Mission für das Leben

Eine Umkehr vom *Albtraum zur Traumzeit* ist auch in Australien irreversibel – in verschiedenster Hinsicht. Konnte christliche Kirche an der Schnittstelle kosmischer Traumzeiten und harscher Realität etwas erreichen? Die lutherische Kirche von Australien (LCA) mit ihren 100.000 Mitgliedern, also knapp einem halben Prozent der Bevölkerung, gehört nicht zu den großen Kirchen des Kontinents. Ihrer eigenen Herkunft nach war sie als Gruppen von Auswanderern definiert, für die Freiheit und Selbstbestimmung zu den höchsten Gütern zählte. Dadurch sensibilisiert hatten sie seit ihren Anfängen eine Schwerpunktaufgaben darin gesehen, das Recht auf Leben zu achten und zu schützen.

An dieser Stelle ist ein Blick in die Geschichte nötig: Der Pionier der Neuguinea-Mission Johann Flierl – in wessen Diensten stand er eigentlich? War er nun Abgesandter der Neuendettelsauer »Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche«, Missionar der Urbevölkerung in

Australien und dann in Papua-Neuguinea oder aber Pastor der Lutheraner Südaustraliens? Die Frage, wer sich seine Pionierleistung an die Fahnen heften darf, relativiert sich von allein, wenn wir als Beobachter aus zeitlicher und geographischer Ferne anerkennen, wie Flierl seine Mission selbst verstand: Vor allem als Anwalt der Urbevölkerung. Eine doppelte Überzeugung leitete ihn: Er ging von seiner göttlichen Berufung aus, Menschen unberührter Stammeskulturen das Evangelium bekannt zu machen. Die ihm seitens der heimatischen Direktion eigentlich zugedachte pastorale Betreuung weißer Siedler hatte der 20 jährige (!) geradewegs abgelehnt. So arbeitete etwa sieben Jahren lang im Auftrag der Missionsabteilung der südaustralischen Immanuel-Synode unter den Dieri im Landesinneren. Somit war sein Einsatz andererseits, ebenso wie derjenige von Missionaren auf der Station der Hermannsburg in Zentralaustralien, ein Engagement für bedrohtes Leben. Flierls missionarisches Wirken während der kommenden 50 Jahre Mission hatte immer auch die Note: Protestbewegung für das Leben. Vehement prangerte er in jeder ihm möglichen Form die Gewaltwillkür der Siedler, Händler und Arbeiteranwerber an. Er forderte das Menschenrecht im Namen des Gottesrechts ein. Schutz des Lebens als dem unantastbar-höchsten Gut – dies realisierte er durch Stationsgründungen, die man »safe havens« für eine bedrohte Urbevölkerung nannte. Eintreten für Menschen, deren Albtraum kein Ende nehmen wollte, blieb Grundmuster seines Handelns – in der Station Hope Vale im nördlichen Queensland und ab 1886 in der deutschen Kolonie »Kaiser-Wilhelmsland«. Seine Sorge um die ethnische Integrität alter *Dreamtime* – Kulturvölker, deren fortschreitende Verdrängung und Vernichtung durch die »Zivilisatoren« er mit prophetischer Klarheit ansprach, verband er mit dem Wunsch, versöhnungsbereite Gemeinschaften mögen sich bilden, derart, dass sie auch unter ihresgleichen koexistenzfähig werden.

Im Zeitalter der Kommunikation, globalen Mobilität und Methodenpluralität mutet uns die klassische Missionspraxis der damaligen Zeit museal an. Mission hieß eben schlicht und einfach, sich selbst in Konvivenz zu üben: Größtmögliche Nähe zu Fremden suchen, Kontakte aufbauen und im Evangelium ein neues Miteinander zwischen fremden

Volkgruppen und Religionsgemeinschaften zu verwirklichen suchen.

Neuendettelsau und Australien

Als im Mai letzten Jahres eine Delegation der Lutherischen Kirche von Australien (LCA) das Missionswerk und das Landeskirchenamt besuchten, erinnerte man sich einer gemeinsamen Geschichte und dachte über Optionen gemeinsamer Wegetappen für die Zukunft nach. Der neugewählte Präsident der LCA, Pastor Michael Semmler und der Sekretär und Missionsreferent Pastor Wayne Zweck aus dem Kirchenbüro im südaustralischen Adelaide sind sich bewusst, dass eine über 140 Jahre alte Beziehung lutherisches Christsein in Bayern und Australien verbindet. Zwischen 1860 und 1933 gestalteten 57 Absolventen des Missionsseminars Neuendettelsau den Werdegang der lutherischen Synoden Australiens mit. Deren theologische, konfessionelle und gemeindlichen Profile entwickelten sich zwar recht unterschiedlich, sie waren im Grunde aber alle Derivate des Neuluthertums des 19. Jahrhunderts in verschiedenen Kombinationen. Bekenntnisbindung war das wesentliche Motiv von Auswanderung gewesen, als im Weiler Tanunda im Barossa-Tal, in Queensland und in anderen Landesteilen Ansiedlung und Gemeindegründungen Hand in Hand gingen; die Frage nach einer rechten, reinen Lehre und der dem Bekenntnis entsprechenden Formen und Lebensordnungen der Gemeinden blieb das kritische, von Streit und Spaltung durchzogene Ferment lutherischen Christseins. Heute zählt die LCA etwa 100.000 aktive Mitglieder mit einer ausgeprägten Kernstruktur: die Quote der aktiven Gemeindeglieder liegt bei durchschnittlich 50%. Etwa noch einmal so viele rechnen sich zum Freundeskreis und nehmen am Gemeindeleben teil. Die Kirche ist Mitglied im ökumenischen Kirchenrat von Australien; in ihren Mitgliedern und ihrer Struktur ist sie längst in die Kultur des Landes integriert. Begegnungen in Gemeinden überraschen den Besucher, wie viele Gemeindeglieder ihre Familientradition auf Wurzeln in Schlesien, Preußen, Bayern und anderswohin zurückführen können. Mitunter pflegt man die deutsche Sprache noch. Nachdem bis zum ersten Weltkrieg die Gottesdienste in den jeweiligen Synoden überwiegend in deutscher Sprache gehalten wurden, werden je nach dem

Altersprofil einer Gemeinde Gottesdienste wieder in deutsch angeboten.

Die gemeinsame Geschichte begann mit einem 1860 von der Neuendettelsauer Gesellschaft übernommenen Afrika-Missionar, Johann Meischel, der zur Mitarbeit in die damalige Evangelisch-Lutherische Synode im Staat Queensland entsandt wurde und dort die erste Heidenmission der australischen Lutheraner ins Leben rief. Drei Jahre nachdem Wilhelm Löhe, der die seelsorgerlichen Betreuung von Lutheranern in der Diaspora Nordamerikas zu seinem Anliegen gemacht hatte, verstarb, reiste 1875 offiziell der erste Sendling direkt aus Neuendettelsau in die Immanuel-Synode, Johann Stolz – der Präsident der südaustralischen Immanuel-Synode wurde. Es folgten weitere: 1878 Johann Flierl mit seinem besonderen Missionsprogramm.

Eine gemeinsame Mission

Aufgrund des Vertrags von Versailles war die Arbeit der Neuendettelsauer Neuguinea-Mission gefährdet. Der in Neuendettelsau ausgebildete Pastor Otto Theile intervenierte erfolgreich; er rettete sozusagen gemeinsam mit dem Präsidenten der mit Neuendettelsau besonders verbundenen Iowa-Synode in Nordamerika, Dr. Richter, die Missionsarbeit in Neuguinea. Ihren Impulsen zufolge wurde die Neuguinea-Mission international. Im 2. Weltkrieg waren viele Neuendettelsauer Missionarsfamilien im Staat Victoria interniert; wobei sich freundschaftliche und dienstliche Beziehungen zu Gemeinden ergaben. Nach den beiden Weltkriegen wanderten viele lutherische Flüchtlinge aus Mitteleuropa aus und gründeten eigene Gemeinden. Die über den riesigen Kontinent Australien verstreuten Synoden durchliefen eine wechselhafte Geschichte, bis sie sich 1966 schließlich zur heutigen LCA vereinigten.

Lutherisches Christsein in Australien

hatte schon immer Beziehungen zu Missionswerken aus Deutschland; sie wurde eine missionarische Kirche. Viele ihrer Pastoren arbeiteten gezielt mit und für Aborigines. Für sie schufen sie »safe havens« – sichere Wohnstätten zum Schutz gegen die Willkür der Weißen; Gemeinden nahmen sie in ihre Gemeinschaft auf. Als erste christliche Kirche Australiens hat die LCA Aborigi-

nes in ein Pastorenamt eingesetzt. Seit 1886 stellte die LCA allein der Evang.-Luth.Kirche in Papua-Neuguinea ca. 175 Missionare zur Verfügung.

Die Herausforderungen für die über 500 Gemeinden mit ihren etwa 400 Pastoren und zahlreichen Ehrenamtlichen haben sich gewandelt. In dem säkularen Vielvölkerstaat Australien mit seinen 20 Mio. Einwohnern gehören etwa ein Drittel der Menschen keiner christlichen Konfession mehr an. Die Kirche unterhält ein vielschichtiges, profiliertes Schulwesen, wodurch sie in der Gesellschaft Einfluss nehmen kann, indem sie Zugänge zum Glauben anbahnt und christliche Werte vermittelt. Sie unterhält Schulen und Sozialarbeitsprogramme für und mit Aborigines. Öffentlich bezieht sie klar Stellung für elementare Anliegen dieser Menschen, was umso beachtlicher ist als die derzeitige australische Regierung Probleme im Umgang mit dieser seit Generationen missachteten bzw. benachteiligten Urbevölkerung hat. Bemerkenswert ist auch, dass auf der Hauptversammlung der LCA im Herbst 2000 ein eigenes Versöhnungsritual zwischen weiß und schwarz stattfand. Annäherung, Mitfühlen und Aussöhnung mit den Aborigines sind ein Schwerpunktanliegen dieser Beziehungsgeschichte.

Säkularisierung und Mitgliederschwund

sind auch an der LCA nicht spurlos vorübergegangen. Als »Freiwilligkeitskirche« muss und will sie neu profilieren, wofür sie steht und was sie den Menschen bietet. Sie hat daher ein Gemeindeaufbauprogramm »Vision 1990« aufgelegt und die »innere Mission« zu ihrer Priorität erklärt. Glaubenskurse, Evangelisation, neue Gottesdienstformen sollen helfen, der eher im ländlichen Raum beheimateten Kirche auch in den Städten bzw. Ballungszentren eine breitere Basis zu vermitteln. Umdenken ist nötig: »Wir müssen für uns Mission neu definieren« – so Präsident Semmler. Wayne Zweck, der zukünftig die Aufgabe des Missionsdirektors seiner Kirche wahrnehmen wird, die sich über Papua-Neuguinea hinaus auch nach Indonesien und im Mekong-Missionsgebiet orientiert hat. Angestrebt wird nun auch die volle Mitgliedschaft im Lutherischen Weltbund.

Die Kirchenführer, die im Rahmen ihres Besuchs im Frühjahr 2001 auch mit

Bücher

Mitgliedern des Landeskirchenrats zusammenzutreffen, wollen nicht bei Reminiszzenzen stehen bleiben, sondern suchen nach Möglichkeiten, die Geschichte geteilten Glaubens und gemeinsamen Dienstes in der Mission unseres Gottes weiterzugestalten. Diese soll sich, so der Wunsch der Kirchenführer, weiterentwickeln. Ein geplanter Perso-

Wahl 2002, Parteisatzungen Parteiprogramme Wahlstatistiken, Digitale Bibliothek, Sonderband,

ISBN 3 - 932544-90-0, 9.90 Euro

Wieviele Parteien gibt es in Deutschland? Welches Programm haben die »Idealisten«? Oder: Welche Aussagen machen die Parteien zum Thema »Ausländer«? Welche Ergebnisse hatten die Wahlen seit Beginn der Bundesrepublik? (Die Landtagswahlergebnisse sind nur für die jeweils letzte Wahl aufgezeichnet). Solche Fragen kann beantworten, wer die CD-Rom »Wahl 2002« verwendet. Die Installation ist problemlos auf allen PC's ab 486 mit allen Windows - Systemen ab 9x. Texte können gesucht, kommentiert, aber auch in Textverarbeitungsprogramme übernommen werden. Ich hatte keine Probleme, mich in die Programmoberfläche einzuarbeiten.

Die »Digitale Bibliothek« umfaßt mittlerweile 68 Bände, z.B. das Kindler-Literaturlexikon, den Koran oder auch die Aland-Ausgabe von Luthers Schriften. Ein einheitliches Steuerprogramm wird installiert, die Daten von der CD-Rom gelesen, was mit guter Geschwindigkeit geschieht. Praktisch an der Digitalen Bibliothek ist weniger, dass man Bücher am Bildschirm lesen kann - da habe ich doch lieber ein schön gebundenes Buch in der Hand. Der geringe Platzbedarf ist ein erstes Argument, die Möglichkeit, systematisch nach bestimmten Begriffen zu suchen (natürlich sind auch Platzhalter und »und« und »oder«-Kombinationen möglich!) ein weiteres. Wer schließlich mit den Tex-

nalaustausch ist eine erste Tür für neue Wege im Austausch und in der Zusammenarbeit.

*Dr. Traugott Farnbacher,
Pfarrer beim Missionswerk
in Neuendettelsau*

*Liebe Leserin,
lieber Leser!*

»Ich glaub' ich werd' doch langsam alt«, so ähnlich singt Reinhard Mey. Ich glaub's langsam auch. Früher konnte ich mich aufregen über Formen »patriarchaler Gerechtigkeit« in unserer Kirche, wenn die »guten Gaben« aus München nach Wohlwollen und Gutdünken verteilt wurden. Damals konnte einer (!) noch ins LKA fahren und kam mit einer Genehmigung und dem nötigen Geld wieder, wenn er nur wußte, welche Türen er verwenden durfte. Wer es nicht wußte, holte sich Absagen ein.

Heute ist alles anders, gerechter. Da werden Tatsachen erhoben, Gegebenheiten abgefragt, Zahlen, Ämter, Einrichtungen und danach wird über Stellen und Zuschüsse entschieden. (Jedenfalls erwecken die Antragsformulare diesen Eindruck!). Was früher mit einem Handschlag und Federstrich entschieden war, braucht heute Zeitpläne mit 28 Stationen. Man sitzt und schwitzt beim Ausfüllen. Und manchmal denkt man: Ist das Ergebnis die Mühe wert? Geben all die objektiven Daten die Wirklichkeit deiner Arbeit wieder? Was wissen »die« eigentlich über uns? Ja, und dann sehnt man sich in alte Zeiten zurück. Wie gesagt: Sicher eine Alterserscheinung...

Ihr

Martin Ost

ten arbeiten will, Arbeitsblätter erstellen muss oder Unterrichtsmaterial sucht, wird die Möglichkeit begrüßen, Texte und Grafiken zu übernehmen ohne sie (manchmal doch recht fehlerträchtig) scannen zu müssen. Zur Wahl wäre die angezeigte CD-Rom ein guter Einstieg in das Konzept!

Informationen: Directmedia Publishing GmbH, Yorkstr. 59, 10 965 Berlin - www.digitale-bibliothek.de.

Martin Ost

Noch kein Abschied von der Burka

»Noch immer sind Frauen In Afghanistan von gewalttätigen Übergriffen bedroht, wenn sie sich unverschleiert oder ohne männliche Begleitung in der Öffentlichkeit zeigen«, so das Fazit einer Fachtagung der Evangelischen Frauenarbeit in Deutschland e.V. (EFD). Viele Frauen wagen nicht, ohne Burka - dem Ganzkörperschleier - das Haus zu verlassen. Die Afghaninnen schilderten die Probleme in ihrer Heimat bei der Entstehung einer die individuellen Menschen- und Bürgerrechte achtenden Zivilgesellschaft.

Trotz der Absetzung der Taliban herrscht in Afghanistan noch immer ein Klima der Aggression und Angst: Selbst sechsjährige Jungen tragen Schusswaffen. Ein funktionierendes Polizei- und Justizwesen existiert nicht. Katharina Katt, Generalsekretärin der EFD, appelliert an die Bundesregierung: »Wer die Macht hat, um die Taliban zu verjagen, hat auch die Möglichkeit, die vorhandenen Schusswaffen einzusammeln.«

Angesichts der Lage in Afghanistan fordern die Teilnehmerinnen die Ständige Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder auf, weiterhin Frauen, die aus Afghanistan nach Deutschland geflüchtet sind, nicht abzuschieben, sondern mit langfristigen Aufenthaltsrechten auszustatten. Zur besseren Integration von Flüchtlingsfrauen soll die sprachliche Förderung intensiviert und die Möglichkeit zur Aufnahme einer Berufstätigkeit erleichtert werden.

Um die Anliegen von Flüchtlingsfrauen besser vertreten zu können, haben die Teilnehmerinnen der Tagung die Schaffung eines »runden Tisches« vereinbart, mit dem sie die gemeinsame Lobbyarbeit stärken wollen.

Tip:

www.EvangelischeBerufsmesse.de

Generationengerechtigkeit

Pfingsttagung der Pfarrbruderschaft
 »Werden unsere Enkel einmal dankbar oder unglücklich über das Wirken unserer Generation auf Erden sein?« Mit dieser Frage eröffnete Jörg Tremmel, Vorsitzender der Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen den thematischen Teil der Pfingsttagung der Bayerischen Pfarrbruderschaft.

Die spontane Reaktion vor allem der mittleren Generation unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern auf diese Frage war eher skeptisch. Zeigt dies eine gewisse Resignation in einer Generation von Pfarrerinnen und Pfarrern, die einmal mit großer Zuversicht und viel Idealismus gehofft hatte, mehr Gerechtigkeit in Kirche, Gesellschaft und Welt zu erzielen?

Während die Frage nach sozialer Gerechtigkeit, Gerechtigkeit zwischen Frauen und Männern oder zwischen armen und reichen Weltregionen schon länger im Blick auch christlichen Denkens und Handelns liegt, ist die Ausweitung des Themas auf das Verhältnis zwischen den Generationen relativ neu. Nach Meinung von Jörg Tremmel hat aber gerade der Begriff der Generationengerechtigkeit gute Chancen, das geistige Leitmotiv des neuen Jahrhunderts zu werden. Die von ihm 1996/97 mit gegründete Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen versteht sich als überparteilicher »Think-Tank« und »Ideenpool«, um Lösungen zu erarbeiten und zur Diskussion zu stellen. Sie kritisiert das systembedingt kurzfristige Denken und Planen der heutigen Entscheidungsträger in Politik und Wirtschaft.

Mangelnde Generationengerechtigkeit bedeutet, dass die Spielräume der nachfolgenden Generationen zur Gestaltung einer lebenswerten Welt immer enger werden. Im Folgenden ein knapper Über-

blick über einige Bereiche, die von den Arbeitskreisen innerhalb der Stiftung bearbeitet werden.

Unsere Generation lebt weltweit auf Kosten der nachkommenden Generationen, wenn auch in den unterschiedlichen Regionen dieser Erde auf höchst unterschiedlichem Niveau. Ein Beispiel ist die Fortschreitung der Umweltzerstörung durch Ozonloch, Treibhauseffekt, Atommüll, Artensterben, Verödung der Böden, Überfischung der Meere und Abholzung der Naturwälder. Hier lautet die Forderung Tremmels: Das vorhandene Naturkapital darf nicht weiter verringert werden. Erneuerbare Ressourcen dürfen nur in dem Maße genutzt werden, wie sie sich erneuern. Nicht erneuerbare Ressourcen müssen so sparsam wie möglich genutzt werden.

Weitere Beispiele: Die ausufernde Verschuldung fast aller Staaten dieser Erde nimmt den Nachkommenden die Handlungsfreiheit. Hier sollte Konsens darüber herrschen, dass keine Generation über ihre Verhältnisse leben darf.

Die Jugendarbeitslosigkeit in Deutschland hat einen Nachkriegs-Höchststand erreicht. Forderung: Die Quote arbeitsloser Jugendlicher sollte wenigstens nicht über der allgemeinen Arbeitslosigkeit liegen. Es widerspricht der Generationengerechtigkeit, wenn die Älteren ihre Besitzstände gegen die Jüngeren absichern. Dazu erhebt Tremmel die Forderung, dass auch Jugendliche und Kinder das Wahlrecht erhalten sollten und läßt Argumente wie Beeinflussbarkeit, mangelnde Reife und mangelnde Urteilsfähigkeit nicht gelten, da dieser Mangel auch vielen Erwachsenen zu eigen sei. Darüber hinaus wird eine umfassende Bildungsreform auch von seiner Organisation befürwortet.

Globale Probleme wie Bevölkerungsentwicklung, Entwicklung der Weltgesundheits- und Welternährung legen die Forderung nahe, dass globale Strukturen in der Politik dringend nötig sind, damit nicht die globale Wirtschaft Gewinnmaximierung auf Kosten des Gemeinwohles betreibt.

Insgesamt stellt sich die Aufgabe, den kommenden Generationen ein Erbe zu hinterlassen, mit dem sie ihr Leben nach eigenen Vorstellungen und Wünschen gestalten können, und zwar mit den gleichen Möglichkeiten wie heute.

Nach diesem ersten Überblick konkretisierte der Referent die Vorstellungen seiner Stiftung zur Generationengerechtigkeit anhand eines allen Menschen in unserem Land nahestehenden,

wenn auch recht profanen Themas, nämlich der Rentenfrage.

Was die Gerechtigkeit zwischen den Generationen betrifft, so wird ein schlichtes Teilungsmodell vorgeschlagen: die Mindereinnahmen der Rentenversicherung und damit die Lasten müssten von Jung und Alt jeweils zur Hälfte getragen werden. Was die Gerechtigkeit innerhalb einer Generation betrifft, so wird gefordert, dass gewisse Berufstände ihre Privilegien aufgeben, konkret: dass Beamte, Politiker und Selbstständige in die gesetzliche Rentenversicherung mit einbezogen werden, damit nicht immer weniger Beitragszahler für immer mehr Rentenempfänger immer höhere Beiträge zahlen müssen.

Der Riester-Reform warf Tremmel mangelnde Transparenz vor, die das Ziel der Generationengerechtigkeit eher in Frage stellt. Kein normaler Mensch könne den hier vorgegebenen Regelungswust durchschauen, und dies, ohne dass mit dieser Reform mittel- und langfristige ein wesentlich besseres Beitrags-Leistungs-Verhältnis erzielt werden kann als dies mit dem Teilungsmodell seiner Stiftung möglich wäre. Dass das Teilungsmodell trotz Anhörung der Stiftung durch Walter Riester keine Chance hatte, schreibt Tremmel dem Druck der Lobbyistenverbände und der Angst der Regierenden vor dem Machtverlust zu.

In diesem Zusammenhang stellt sich freilich an den eher konsensorientierten Ansatz Tremmels generell die Frage nach der politischen Um- und Durchsetzung seiner Forderungen. Machbarkeit kann die Frage nach der Macht nicht ausblenden. Wenn es um die Frage der Rechte der zukünftigen Generationen so dramatisch bestellt ist, wie Tremmel darstellt, dann dürften Veränderungen ohne massiven politischen Kampf nicht zu haben sein – wer gibt schon freiwillig seine Besitzstände auf?

Dagegen lehnt die Stiftung einen »Kampf der Generationen« grundsätzlich ab.

Ihr weltanschaulicher Hintergrund erscheint als eine Mischung aus säkularer Verantwortungsethik und Nützlichkeitsdenken. Tremmel zitiert den Philosophen Hans Jonas mit den Worten: »Das Handeln der Menschen heute muss den nachfolgenden Generationen soviel Freiheit lassen, dass auch sie zum Handeln noch fähig sind« und erhebt daraus den kategorischen Imperativ: »Handle so, dass die Folgen deines Handelns den zukünftigen Generationen mindestens ebenso große Chancen zur

Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse lassen, wie sie die heutigen Generationen besitzen.«

Dieser ganz und gar säkulare Zugang des Referenten auf das Thema wirkte auf manche Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung erst einmal befremdlich. Dieses Befremden erwies sich jedoch für die Diskussion als sehr anregend. Es mußte versucht werden, die angesprochenen Sachfragen zur Generationengerechtigkeit mit biblischen Vorstellungen von Gerechtigkeit, also dem Schalom-Begriff zu verbinden, oder auch mit dem paulinischen Wort: »Was hast du, was du nicht empfangen hast« und damit der Rechtfertigung als Ausgangspunkt für Gerechtigkeit, oder mit einem Denken und Handeln aus dem Bewußtseins des Gesegnetseins und Segnens heraus: den Kindern den Boden bereiten, damit sie die Früchte des eigenen Handelns einmal ernten können. Schließlich wurde die Frage gestellt, ob das Thema Generationengerechtigkeit angesichts der wachsenden Herrschaft des Kapitalismus und Mammonismus nicht zu kurz greife, ob also nicht zunächst einmal gefragt werden müsse, mit welchen Rezepten der zu verteilende Kuchen eigentlich gebacken wird.

Nur angeklungen ist freilich die Problematik des Involviertseins von Kirche und Pfarrer/innenschaft in das bestehende System. Ob die eingangs beobachtete resignative Stimmung auch damit zu tun hat?

Immerhin wurde im Rahmen der Tagung das Karl-Steinbauer-Zeichen der Bayerischen Pfarrbruderschaft einer Theologin verliehen, die an ihrer Stelle sehr konkret gegen Resignation kämpft: Angelika Scholte-Reh ist Pfarrerin in Bernsdorf in der Niederlausitz. Seit dort ein junger Vietnameser nach einer Anpöbeleien einen jungen Neonazi erstochen hat, sucht sie trotz ständiger Bedrohung das Gespräch mit Jugendlichen aus der rechtsradikalen Szene, von denen viele aus Familien kommen, in denen mindestens ein Elternteil nach der Wende arbeitslos geworden ist. In ihrer Dankesrede sagte sie, sie nehme die Auszeichnung »stellvertretend für die Menschen meiner Kirchengemeinde entgegen, die vor der schwierigen Situation in unserer Stadt nicht ihre Augen verschließen wollen, die hinsehen und gerade unsere Jugendlichen dabei unterstützen, eigene Wege zu gehen, mit der latenten Gewalt umzugehen und Zeichen zu setzen.« Dabei stelle sich die Aufgabe »dass

wir das Gespräch weiter führen, dass wir auch das menschliche Gesicht unter den Glatzen und über den Springerstiefeln sehen,« so die Preisträgerin. Ein kleiner, lokal begrenzter und doch sehr beeindruckender, weil durchaus riskanter christlicher Beitrag für Gerechtigkeit und Frieden vor Ort.

Frieder Jehnes, Pfarrer in Bayreuth-St. Georgen

Zwischen Parmaschinken, Bratwurst und Kardinalspurpur: Europa

»Die italienische Region Parma hat in Brüssel gerade ein Festbankett mit Parmaschinken und Prosecco gegeben; der Region Nürnberg empfehle ich ähnliches mit Bratwürstchen und Bier.« An diesem Beispiel wurde jedem klar, was Dr. Ingo Friedrich (CSU) mit »Interessenvertretung« bei der EU meinte: Lobbyismus heißt das Zauberwort. Auf die verzweifelte Frage, wie die Kirchen da noch mithalten könnten, antwortete der Vizepräsident des Europäischen Parlaments: »Ein Foto zusammen mit dem einen oder anderen kirchlichen Würdenträger macht sich auch nicht schlecht – wobei da offengestanden der Kardinalspurpur sehr viel fotogener wirkt als der strenge Lutherrock.«

Wie können die Kirchen auf die politischen Entwicklungen in Europa Einfluss nehmen? Wie sich aktiv an der Gestaltung Europas beteiligen? Bei einer Tagung Anfang Mai ging der Evangelische Bund Bayern diesen Fragen nach.

Ingo Friedrich wies den Kirchen in Europa die Aufgabe zu, die christlichen Werte zu vertreten und dafür zu sorgen, dass in der EU nicht nach rein wirtschaftlichen Interessen organisiert werde. »Eine bloße Wirtschaftsgemeinschaft ohne gemeinsame Werte kann auf lange Sicht nicht bestehen.« In diesem Zusammenhang würdigte er insbesondere die Mitwirkung der Kirchen bei der EU-Grundrechtscharta.

Heftige Kritik an einer rein westlich

Team E

ausgerichteten Europapolitik übe der rumänisch-orthodoxe Theologe Dr. Viorel Ionita, der bei der Tagung auch die Konferenz Europäischer Kirchen vertrat. »Europa hört nicht da auf, wo die Orthodoxie beginnt.« Das gemeinsame christliche Erbe, das Ost und West verbindet, kann bei der EU-Osterweiterung einen wichtigen Beitrag zur kulturellen Integration leisten. Gerade in einem von wirtschaftlichen und technischen Interessen dominierten Europa sollen Christen gemeinsam nach Versöhnung suchen, »damit das neue, vielfältige und reichhaltige Europa auch seine geistigen Fundamente wieder gewinnt, primär als Europa der Herzen, der Liebe, der Solidarität und nicht des Strebens nach Gewinn und nach der Berechnung.« (Ökumenischer Patriarch Bartholomäus)

Als genuiner Beitrag der Kirchen zur Versöhnung wurde die Bedeutung der Charta Oecumenica diskutiert, die im April 2001 von der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) und dem katholischen Rat Europäischer Bischofskonferenzen (CCEE) beschlossen wurde. In diesem Leitfaden für die wachsende Zusammenarbeit der Kirchen in Europa verpflichteten sich die Unterzeichner darauf, soweit möglich »auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens gemeinsam zu handeln«. Doch wird sich erst in der konkreten Umsetzung der Selbstverpflichtungen erweisen, ob die Charta tatsächlich ein bedeutender Schritt auf dem Weg zur sichtbaren Gemeinschaft der Kirchen ist.

Denn nicht einmal im Bereich der evangelischen Kirchen sei auf europäischer Ebene eine strukturelle Zusammenarbeit in Sicht, beklagte die Strasburger Theologieprofessorin Dr. Elisabeth Parmentier. Die Präsidentin der Leuenberger Kirchengemeinschaft (LKG) bewertet die Diskussion um eine europäische evangelische Synode als noch »völlig offen«. Solange es den Kirchen nicht gelingt, ihre Rolle in Europa selbstbewusst zu definieren, bleiben sie dazu verurteilt, sich ihren Platz von der Politik zuweisen zu lassen. »Als Expertin für ethische und moralische Werte ist die Kirche in Europa gefragt, aber die christliche Botschaft ist nicht gewünscht,« so Parmentier. Die Politik wolle die Kirchen als »Sahnehäubchen« der Gesellschaft. Ernsthaft in die politische Diskussion eingreifen sollten sie aber nicht.

Die Beiträge dieser Tagung werden dokumentiert in der Zeitschrift »Ökumenische Perspektiven«, dem Mitglieder-

magazin des EBBayern (2003). Der Text der »Charta Oecumenica« und eine Arbeitshilfe dazu sind im Referat »Ökumene, Partnerschaften, Mission, Entwicklungsdienst« im Landeskirchenamt erhältlich.

Ekkehard Wohlleben, Pfarrer und Theologischer Referent beim Evangelischen Bund, Nürnberg

Kurs auf Europa

»Die Zukunft der evangelischen Kirche« war das Thema der Emeriti - Freizeit vom 3.-7.6.02 in der Landvolkshochschule Pappenheim. Die Vorträge und Diskussionen führten mitten hinein in die politischen, kulturellen und religiösen Auseinandersetzungen der Gegenwart. »Schnittstellen« zwischen Tradition und Erneuerung wurden überall sichtbar. Das Eingangsreferat wies auf »die europäische Einigung als Herausforderung für die evangelische Kirche« hin: Es geht darum, daß die geschichtlich gewachsenen Formen der Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche in Deutschland innerhalb einer zukünftigen europäischen Gesetzgebung berücksichtigt bleiben.

Breiten Raum nahm die Frage ein, was Protestantismus und Islam verbindet und trennt. »Zwischen Fundamentalismus und Freiheit. Politische und gesellschaftliche Aspekte des Nebeneinanders von Christentum und Islam in Europa«, so hieß dazu ein Referat von Prof. Johann Triebel. Der Moscheebesuch im Islamischen Zentrum in Nürnberg-Gostenhof und der Besuch in der »Brücke-Köprü« in der Leonhardstraße machte deutlich, wie das Zusammenleben zwischen Muslimen und evangelischer Gemeinde in der Praxis aussieht. In der Moschee hören wir, »Islam ist Friede«, und auf dem Schriftentisch finden wir Faltblätter, die von israelischen Verbrechern in Palästina berichten. Es ist noch ein langer Weg, bis die erwünschte Verständigung und »Integration« gelingt.

Weitere Gesprächsthemen, untermauert durch Referate mit hohem Niveau, waren die Beziehungen zwischen den Kirchen und der modernen Medienwelt, die Ökologie als theologische Aufgabe der Zukunft, das Christusbild im Wandel der Zeit. Auch das Auseinanderdriften von Kirche und autonomer moderner Kunst beleuchtete vor uns lie-

gende Weichenstellungen. Die moderne Kunst ist eine »Weltsprache« geworden. Sie nimmt Anregungen aus verschiedenen Kulturen und religiösen Strömungen in sich auf. Wir dürfen nicht erwarten, daß sie mir das Evangelium verkündigt. Lassen wir die Natur als Offenbarungsquelle gelten, dann eröffnen sich für die bildende Kunst neue, überraschende Perspektiven. Fazit: Vier Tage voller geistiger Anstrengung in der erholsamen Atmosphäre der Landvolkshochschule haben sich gelohnt. Sie sind auch für Senioren ein »Jungbrunnen.« Man sollte sich die nächste Einladung (5.-9.5.2003) vormerken und die Zeit dafür freihalten.

Hans Ahrens, Dekan i.R., Ansbach

Ankündigungen

FrauenWerk Stein e.V.

■ Organisationsdynamik und Persönlichkeit

Gruppenanalytisch fundiertes Qualifizierungsprogramm für Leiterinnen und Leiter von Gruppen, Teams, Gremien und Institutionen Inhalte:

- Wahrnehmen und Verstehen der Beziehungsdynamik in Gruppen und Organisationen
- Erwerb eines vertieften, auch emotionalen, Verständnisses von Kommunikations- und Entscheidungsprozessen sowie von der Entwicklung und Bedeutung der unterschiedlichen Rollen in Gruppen und Organisationen
- Weiterentwicklung der Fähigkeit zur prozessorientierten Leitung.

Arbeitsformen:

- Berufsbezogene Selbsterfahrung in der

- Kleingruppe
- Institutionelle Selbsterfahrung in der Lernorganisation Kurs
- Organisationsentwicklung im Plenum - Praxisreflexion.

»Organisationsdynamik und Persönlichkeit« besteht aus 4 Kursen, die in zwei bis drei Jahren absolviert werden können, sowie 25 Sitzungen fortbildungsbegleitender Supervision.

Nächste Einstiegsmöglichkeit:

»Personen und ihre Beziehungen im Organisationsprozess«

18. - 25.1.2003 Dieser Kurs kann auch einzeln belegt werden.

Leitung: Friederike Bracht und Team

Nähere Auskünfte: Steiner Fortbildungsprogramme, Deutenbacher Str.1, 90 547 Stein, Tel.: 09 11 / 68 06 -1 40, Fax: -1 77, E-mail: Bracht@frauenwerk-stein.de

■ Situativ führen: Führung, die passt

Freitag, 20. September 2002, 9.30 - 17.30 Uhr

Ort: Rummelsberg, Gemeindeakademie

Die Art, wie wir leiten muss »passen«. Sie muß zu uns passen - als Person mit je eigenen Möglichkeiten, zu den Bildern/Ideen/Motivationen, die uns in unserem Führungsverhalten leiten. Sie muß zum Kontext passen, in dem wir arbeiten, zu den konkreten Menschen und Situationen. Es gibt nicht den einen, richtigen Führungsstil

Herzstück unseres Tages ist die Vorstellung des Konzeptes »Situativ führen« nach Kenneth Blanchard. Situatives Führen orientiert sich am Engagement und der Kompetenz des Mitarbeiters/der Mitarbeiterin und kann dirigierend, trainierend, unterstützend oder delegierend sein. An Situationen aus der eigenen Berufspraxis können Sie situatives Führen mit Rollenspiel trainieren und durch Unterstützung anderer Teilnehmerinnen reflektieren.

Team: Gabriele Gerndt, Sieglinde Graf, Gudrun Scheiner-Petry

Leitung: Gudrun Scheiner-Petry

Kosten: 40 Euro für kirchliche Mitarbeiterinnen, 60 Euro für nichtkirchliche Teilnehmerinnen, incl.Kursgebühr und Verpflegung

Anmeldung an: Fachstelle für Frauenarbeit, FrauenWerk Stein e.V., Deutenbacher Str. 1, 90 547 Stein, Tel.: 09 11 / 68 06 - 1 27, E-mail: kurse@frauenwerk-stein.de

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ Geistliches Führen und Geführtwerden - Herausforderungen im Pfarrberuf

23.-27. September 2002

Ort: Geistliches Zentrum Schwanberg

Die Tagung ist ein Angebot für PfarrerInnen, die eine spirituelle Fortbildung suchen. Themenbereiche werden sein: Berufung und Beruf, Das Charisma der Seelsorge, Das Charisma der Leitung und Initiation in die christlichen Mysterien.

Leitung: Pfarrer i.R. Dietrich Koller, Erfurt und Sr. Katharina Klara Schridde CCR, Schwanberg

Kosten: 102,- Euro Kursgebühr, 162,- Euro Unterkunft und Verpflegung

Information und Anmeldung: Geistliches Zen-

trum Schwanberg, Abteilung Bildung und Begleitung, 97 348 Rödelsee, Tel./ Fax 0 93 23 / 32 - 1 85 E-mail: bildung-begleitung@schwanberg.de

KSA

Kursangebote 2002/2003

Kurzkurse

Diese Kurse sind geeignet als Einführung in die KSA. Sie dienen der Seelsorge an Seelsorgerinnen und Seelsorgern sowie der thematischen Fortbildung.

■ Spiritualität in der Seelsorge

16. bis 20.9.2002

Ort: Kirchschletten bei Bamberg

In Fallbesprechungen wollen wir der Spiritualität in unserer Seelsorge nachspüren. In praktischen Übungen wollen wir uns für Gott in unserem eigenen Leben öffnen.

Leitung: Pfrin. C. Gaiser/NN

■ Gestalt arbeiten - Gestalt leben

14. bis 18. 10. 2002 oder: 30. 6. - 4. 7. 2003

Ort: Ottmaring

In der Gestalttherapie kennen wir einen kreativen Entwurf zum Umgang mit uns selbst und anderen. Wir wollen diesen Ansatz überprüfen, ob er uns mit Lust und Ideen anzustecken vermag.

Erhöhte Kursgebühr

Leitung: W. Pisarski, Dipl. Psych. E. Greiling

■ Wie Besuchsdienste gelingen

11. bis 15.11.2002

Ort: Nürnberg

Ehrenamtliche in der Seelsorge gewinnen, anleiten und begleiten.

Leitung: Pfr. E. Fugmann, PfarrerIn I. Wolf-Erdt
Anmeldung: in der Reihenfolge ihres Einganges

■ Seelsorge im Umfeld des Todes

2. bis 6.12.2002

Ort: Freising

KSA-Kurzkurs für SeelsorgerInnen, die mit Sterbenden und Schwerstkranken oder in der Hospizbewegung arbeiten.

Leitung: Pfr. F.Kittelberger/Barbara Denkers, Hospizseelsorgerin

Kosten: leicht erhöhte Kursgebühr

Anmeldung: bis 25.7.2002

■ Seelsorge gegen Rechts?

3. bis 7.2.2003

Ort: Dachau

Wie kann ich als SeelsorgerIn mit Menschen umgehen, die den Nationalsozialismus verherrlichen und verharmlosen; und welche Rolle spielt dabei mein persönlicher Hintergrund und Weg?

Leitung: Pfr. A.Bauer/Pfr. A. Heuer

Anmeldung: bis 10.11.2002

■ Du stellst meine Füße auf weiten Raum

30.6. bis 4.7.2003

Ort: Vogelsberg bei Würzburg

Nein-Sagen als Chance für Seelsorge und andere Gemeindegarbeit. Im Spannungsfeld zwischen Wünschen und Erwartungen mit Frische den eigenen Weg finden.

Leitung: Pfr. H.Spittler/Pfrin. I.Wolf-Erdt

■ Segnen, Salben, Handauflegen

13. bis 17.10.2003

Ort: Ottmaring

Dem Leben hinter dem Leben wollen wir nachspüren und sehen, wie wir davon weitergeben können. Wir werden uns in uralten Gesten des Segnens, Salbens und Handauflegens üben und sie uns so neu aneignen.

Erhöhte Kursgebühr

Leitung: W.Pisarski, U. Späth, Gestalttherapeutin

■ Sollte Gott eine Tänzerin sein?

27. bis 31.10.2003

Ort: Weimar

Seelsorgerliche Gottesbilder für meine Arbeit: Aus welchen Gottesbildern speist sich meine Seelsorge? Wir wollen unsere eigenen Erfahrungen von Gottes Seelsorge an uns aufsuchen. Welche befreienden Kräfte bergen diese Bilder für uns und unsere Seelsorge?

Leitung: H. Richter, T. Rinecker

■ Seelsorge auf der Intensivstation

10. bis 18.11.2003

Ort: München

Dritte, verlängerte Projektwoche als Weiterführung zweier Forschungsprojekte. Für solche, die auf der Intensivstation tätig sind und ihre Arbeit in diesem Feld vertiefen wollen.

Praxisfeld: Intensivstationen des Klinikums Großhadern

Leitung: P.Frör, Dipl.Psych. S. Elsaesser

Zeitlich geschlossene KSA-Kurse:

■ Sechs-Wochen-Aufbaukurs

13.-31.1.2003 + 10.-28.3.2003

Ort: München/Nürnberg

Voraussetzung: Abschluß der pastoralpsychologischen Weiterbildung in Seelsorge KSA

Ziel: Vertiefung der Seelsorgeweiterbildung

Leitung: Pfr.P. Frör / Pfr. R.Häberlein

■ Sechs-Wochen-Kurs

7.1. bis 14.2.2003

Ort: Würzburg

Praxisfeld: Universitätsklinikum Würzburg

Leitung: Pfr. H. Spittler / N.N.

■ Sechs-Wochen-Kurs

23.6. bis 1.8.2003

Ort: München

Praxisfeld: Universitätsklinikum München-Großhadern

Leitung: Peter Frör, Cathy Birmelé

Anmeldung: bis 28. 2. 2003

Aufgeteilte, berufsbegleitende KSA-Kurse

■ Aufgeteilter Sechs-Wochen-Kurs

16. Sept. bis 6. Dez.2002

Ort: Würzburg / Bad Neustadt/Saale

Termine: Einführungswoche: 16.9. - 20.9.02, 10 Studententage mit Übernachtung jeweils Mittwoch/Donnerstag,

Abschlußwoche: 4.-8.12.2002

Praxisfeld 2/3 eigenes; 1/3 Klinik an den Studententagen

Leitung: H. Richter, H. Spittler

Anmeldung: umgehend

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Freimund-Verlag
Postfach 48
91561 Neuendettelsau

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Franz von Freymann, 4. Kind von Betina und Andreas Kopp von Freymann, am 8.7. in Haßfurt (Ermerhausen)

Gestorben sind:

Karl-Heinz Adolf Hagen, zuletzt in Coburg Heilgkreuz, 72 Jahre, am 23.5. in Bamberg

Hans-Friedrich August Adolf Seichter, 93 Jahre, zuletzt in Fürth-Erlöserkirche, a, 21.6. in Bad Windsheim (Witwe: Hilde)

Heinrich Ernst Martin Seifert, 93 Jahre, zuletzt in Alfeld, am 9.2. in Lauf

■ Aufgeteilter Sechs-Wochen-Kurs

17.2. bis 28.11.2003

Ort: Kirchschletten bei Bamberg

In 4 Blöcken à 5 Tage + Intensivtagung/
Zwischenauswertung, Termine: 17.-21.2. / 5.-9.5. / 23.-25.7. / 8.-12.9. / 24.-28.11.

Ein bewusst gemeindebezogener KSA-Kurs:
Praxis in der eigenen Gemeinde!

Leitung: Chr. Gaiser, R. Häberlein

Anmeldung umgehend, spätestens bis 15.11.

■ Aufgeteilter Sechs-Wochen-Kurs

7.4. bis 18.7.2003

Ort: Nürnberg

Anfangswoche: 7.-11.4.2003, 10 Studientage
mit Übernachtungen jeweils Montag/Dienstag,
Abschlusswoche: 14.-18.7.2003

Leitung: E. Fugmann, U. Klein

Anmeldung bis 15.1.2003

Steffens

Letzte Meldung

»Gute Nachricht - bald teurer«

*Reise- und Versandbuchhandlung des
Rauhen Hauses, Verlagsankündigung*

... und weitere Angebote

■ Supervidiertes Praktikum für Studierende

Februar / April 2003

Ort: Würzburg

Einführung in Gemeindearbeit und Seelsorge.
Eigene Erfahrungen machen und für sich in der
Gruppe unter Supervision reflektieren. Geeignet
für Studierende der Theologie, Medizin und
Humanwissenschaften. Sechs Wochen mit Praxis
in der Gemeinde und/oder der Klinik.

Leitung: H. Spittler

Neben den genannten Kursen bieten einzelne
Mitglieder des Arbeitskreises vor Ort und für
ihre Region zusätzlich an:

Fallbesprechungsgruppen- Einzelsupervision -
Gruppensupervision - Lehrsupervision -
Ausbildungskurse für Ehrenamtliche

Informationen: beim 2. Sprecher des AK KSA-
Bay. Pfr.Ekkehard Fugmann, KSA-Supervisor
(DGfP), Klinikum Nürnberg Nord, Ev. Seelsorge,
Prof.-Ernst-Nathan-Str. 1, Haus 47 I,
90 340 Nürnberg, Tel: 09 11 / 3 98 - 25 56,
Fax 09 11 / 3 98 - 33 93

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim,
Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de
in Gemeinschaft mit Sabine Geyer (München), Rosemarie Leipolz
(Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Eine Textauswahl finden Sie auf der Internetseite
www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluß ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau,
Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Post-
zustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern.
Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) - auch von
Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins - sind zu richten an den
Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V.,
Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00,
Fax 79 05 01, e-Mail: Pfarrer.Pfarrerinnenverein@t-online.de